

Eine Lektüre

Der in den 1980er Jahren durch den von James Clifford und George E. Marcus herausgegebenen Sammelband ›Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography‹¹ angestoßene Reflexionsprozess über die Bedingungen ethnographischer und ethnologischer Repräsentation² schloss an vorgängige Debatten in anderen Disziplinen an. Allerdings wurde dem Beziehungsgeflecht zwischen Forschenden und Beforschten eine besondere Aufmerksamkeit zuteil, die Selbstreflexion auf das wissenschaftliche Tun zog ein spezifisch ethnologisch geprägtes Verständnis von ›Repräsentation‹ nach sich: *als interaktionale, narrativ geprägte und inskribierende Praxis*. Das Schreiben wurde dabei vornehmlich von der narrativen Praxis her fokussiert. So ging es vor allem darum, Konsequenzen einer sprachlich-kulturellen Vermitteltheit von Erfahrungen und Erkenntnissen auszuloten. Wissenschaft wurde im Zuge dessen als immanenter Bestandteil historischer und sprachlicher Prozesse aufgefasst; ausgegangen wurde von einer Vermischung akademischer und literarischer Genres, das Poetische und Politische, so James Clifford, seien nicht zu trennen. Was von Kritikern als ›Objektivitätsverlust‹ bemängelt wurde, bedeutet im Grunde eine *Kontextualisierung* und *Situierung* wissenschaftlicher Aussagen. Allison James, Jenny Hockey und Andrew Dawson formulieren das sich aus der Relativität wissenschaftlicher Aussagen ergebende Dilemma wie folgt: »[T]he dilemma for anthropology raised by the ›Writing Culture‹ debate is that, if we acknowledge the situated nature of other peoples' ›realities‹ and social worlds, so we must finally reject any professional claim to being the purveyors of unmediated accounts or objective ›truth‹.«³ Zwar wurde

1 James Clifford/George E. Marcus (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley 1986.

2 Die semantische Reichweite des Wortes ›Repräsentation‹ umfasst im Deutschen den Bereich der Vorstellung, den der Darstellung, den des Abbildes, den der Vergegenwärtigung, sowie den Bereich der Stellvertretung bzw. Verkörperung. Das Wort kann sowohl den Vollzugsakt, als auch sein Ergebnis, wie auch spezieller die Form oder Technik der Repräsentation bezeichnen. Verwendung und Bedeutungsspektrum des Wortes umreißen das, was unter dem Stichwort ›Krise der Repräsentation‹ verhandelt wurde. Iris Därmann: Fremderfahrung und Repräsentation. In: Dies./Christoph Jamme (Hg.): Fremderfahrung und Repräsentation. Göttingen 2002, S. 7–46, hier S. 11.

3 Allison James/Jenny Hockey/Andrew Dawson: Introduction. The road from Santa Fe. In: Diess. (Hg.): After Writing Culture. Epistemology and Praxis in Contemporary Anthropology. London 1997, S. 1–15, hier S. 5.

die sogenannte ›Writing Culture‹-Debatte in der Volkskunde verfolgt, doch scheint sie zugleich auch seltsam folgenlos geblieben zu sein. So scheint es nicht unangebracht, hier noch einmal dezidiert – auf Basis einiger unter dem Stichwort der Repräsentation verhandelten Theorien – nach dem zu fragen, was eigentlich Objektivität generiert. Obschon die ›Writing Culture‹-Debatte das Schreiben thematisierte, ist ihr allerdings – bedingt durch den Fokus aufs Narrative – nicht die gleichsam vorprädikative, mediale Dimension der Schriftlichkeit selbst in den Blick geraten. Was für eine Haltung erzeugt aber die Handlung des Schreibens selbst? Dass das moderne *Bild* von einer transparenten Repräsentation, von einer Erkenntnis (oder einer Sprache), die darin bestehe, »to mirror accurately, in our own Glassy Essence, the universe around us«,⁴ durch die Schrift motiviert sein könnte, das versuche ich plausibel zu machen. In Frage gestellt werden soll damit zugleich die Dominanz einer Aussageorientiertheit der Interviewanalyse, die den Aussagegehalt als ein von der Äußerung und ihrer interaktionalen Einbindung *ablösbares* Material betrachtet, das so – *dissoziiert* von seiner einmaligen sprachlichen Fassung und dialogischen Einbindung – vermeintlich einer vergleichenden Analyse zugänglich ist – als seien unsere ›Repräsentationen‹ nicht sprachgebunden, als sei Sprache nicht welterzeugend, kein bildendes Organ unserer Gedanken, als sei das Sprechen selbst keine inkorporierte Handlung, Sprache als *parole*⁵, nicht poetisch,⁶ und entginge damit nicht repräsentationalen Fassungsversuchen. Dass mündliche *parole* dabei Subjektivität in drei Formen erzeugt, scheint mir ein ›Nebenprodukt‹ dieser Performativität der Sprache zu sein, die nicht nur für die engere Frage nach dem Biographischen, sondern auch für eine am Subjektiven orientierte volkskundliche Kulturwissenschaft nicht ganz ohne Belang zu sein scheint – dies insbesondere auch, wenn mit dem lin-

⁴ Richard Rorty. *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton, New Jersey 1980², S. 357.

⁵ Sprache (langage) weist nach Saussure eine Doppelseitigkeit auf: Mit ›parole‹, franz. ›Wort‹, ›Äußerung‹, ›Rede‹, bezeichnet Saussure die gesprochene Äußerung, die Realisierung bzw. individuelle Verwendung der ›langue‹ im Sprechakt. Als ›langue‹, franz. ›Sprache‹, bezeichnet Saussure demgegenüber die Sprache als ein System von Zeichen, das s. E. den Gegenstand der Sprachwissenschaften bildet. Langue und parole bedingen sich ihm zufolge gegenseitig, langue bildet sich erst im Sprechen aus, parole ist somit *Movens* des Sprachwandels. Die Gleichheit von Sinnassoziation bei Sprecher und Hörer, mithin das Verstehen sei allerdings nur durch langue gewährleistet. Mit Certeau und Lacan wird im Folgenden an dieser Konzeption des Verstehens als Bedeutungsübermittlung Kritik geübt, angenommen wird damit gerade nicht, dass das Verstehen eine Gleichheit von Sinnassoziationen bei Sprecher und Hörer voraussetzt.

⁶ Dass gebrauchenden und verwendenden Alltagspraktiken eine poetische Handlungslogik zukommt, wird im Folgenden anhand Certeaus Ausführungen zur Taktik verdeutlicht.

guistic turn die *Alltagssprache*⁷ als Fundament einer Wissenschaft vom Alltag begriffen werden müsste.

Im folgenden Text geht es mir darum, einen Lektüreprozess anhand einiger hier dokumentierter Ausschnitte nachvollziehbar zu machen. Eine Lektüre theoretischer Texte, deren erkenntnistheoretischer Status als Theorie, zumindest insofern sie nicht empirisch gesättigt sind,⁸ kein allgemeingültiger, sondern selbst nur ein kulturell situierter sein kann, denn wenn alle ›unsere‹ Auffassung von Realität sprachlich durchdrungen, ›unsere‹ Beschreibungen narrativ geformt sind, so sind ›unsere‹ Realitätsbeschreibungen immer auch gleichermaßen *Quellen* sprachkultureller Verfasstheit wie *Zeugnisse* für diese Realität. Die hier durch die Lektüre produktiv miteinander in Bezug gesetzten Theorien halten sich so in einer Ambivalenz von (A') das Denken ermöglichenden Werkzeugen, mit deren Hilfe Wirklichkeit im besten Fall in einem neuen Aspekt⁹ aufleuchten kann und von (A) Quellen, die zeugnishaft Aufschluss über ihre kulturelle Situierung geben können. Wenn einer empirisch ungesättigten Theorie keine Belegfunktion, sondern nur eine *Eröffnungsfunktion* zukäme, so scheint es angemessener, einen Lektüreprozess und die von ihm aus hergestellten Thesen anhand einiger Stationen zu dokumentieren, als eigene Thesen mit theoretischen Primärtext-Zitaten belegen zu wollen (und u. a. damit die Lektüre, die sie erzeugt hat, zu verbergen). Die Dokumentation meiner Lektüre theoretisch argumentierender Quellen erleichtert es zudem, die aus ihr erwachsenen Thesen selbst als kulturelle Zeugnisse zu situieren. Davon unbenommen, lässt sich aber über eine Theorie natürlich

⁷ Vom Konzept der ›Alltagssprache‹ her könnte nicht nur der kulturwissenschaftliche Zugang zum Alltag legitimiert werden, so dass damit dem erkenntnistheoretischen Skeptizismus des *linguistic turn* Rechnung getragen würde, es könnte auch für einen kulturwissenschaftlichen Zugang zur Sprache stehen. Inwiefern die Alltagssprache selbst als kulturwissenschaftliches Feld theoretisch erschließbar ist, inwiefern das alltägliche Sprechen und nicht nur das alltägliche Erzählen als kulturelles Handeln in den Blick kommen kann, kann hier nicht ausgeführt werden. Solchen Überlegungen zur Alltagssprache und dem Verhältnis von Wissenschaft und Alltag ging meine Magisterarbeit ›Zu einer Poetologie des Alltags‹ nach. Die hier versammelten Texte und Überlegungen verfolgen ausschnittshaft einen Argumentationsgang dieser Arbeit, indem das repräsentationale Verhältnis von Wissenschaft und Alltag mit der durch das Dispositiv der Schrift motivierten repräsentationalen Dimension der Sprache in Verbindung gebracht wird. Die Überlegungen zur Performativität und Poietik der Alltagssprache, wie insbesondere die zur mündlichen Dimension der Alltagssprache und zur Handlung des Sprechens (als Gebrauchsweise von Sprache) müssen hier entfallen.

⁸ ... und/oder auf panoptischer Verknennung beruhen, wie ausgeführt werden ...

⁹ Vgl. *Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: *Tractatus logico-philosophicus, Philosophische Untersuchungen*. Hrsg. von Peter Philipp. Leipzig 1990, S. 91–423, hier S. 371 (Abschnitt XI).

nur dann trefflich streiten, wenn man nicht nur sachbezogen überprüfend, sondern auch textbezogen argumentieren kann, aber dies steht auf einem anderen Blatt ...

Eine Art nachträgliche Zusammenführung des Kommenden

Die zur Lektüre herangezogenen Texte ergänzen sich als Denkwerkzeuge gelesen insofern, als der durch Pierre Bourdieu konstatierte Bruch mit der (alltäglichen) Handlungsperspektive durch die (wissenschaftliche) Beobachtung sich mit Michel de Certeau als ein dem Schreiben inhärenter Bruch fassen lässt. Auf Basis Michel Foucaults, auf den sich Certeau bezieht, lässt sich die Art und Weise derjenigen Beobachtung, die diesen Bruch herbeiführt, als panoptisch beschreiben und mit einer spezifischen politischen Technologie der Schrift, die Wissen und Macht verknüpft, in Verbindung bringen. Der Panoptismus generiert ein spezifisches Verhältnis von Wissenschaft und (Alltags-) Praxis, das nach Certeau über die Fiktion eines Subjekt-Objekt-Dualismus, den Alltag in einem Differenzdiskurs als das Andere der Wissenschaft generiert. Die ihm inhärente Verknüpfung von Wissen und Macht entfaltet nach Foucault allerdings eine gesellschaftliche Wirkmächtigkeit: Eine Disziplinierung der Gesellschaft durch die politische Technologie der Schrift, einer Gesellschaft, deren Individuen im Wunsch nach Anerkennung nach einer gesellschaftlichen Norm der Wieder-Erkennbarkeit streben, sich in einem ambivalenten Verhältnis von Unterwerfung und Ermächtigung halten, indem sie das panoptische Machtverhältnis selbst internalisieren, die durch die Wissens- und Machtinstanz ermittelten Normen im Rücklauf ausbilden und so zu Repräsentanten eines gesellschaftlichen Gesetzes, das sich an ihnen ablesen lässt, werden. Certeau weist allerdings darauf hin, dass die Alltagspraktiken, weil es sich um gebrauchende Verwendungsweisen handelt, der politischen Technologie der Schrift-Macht entgehen, mehr noch anti-disziplinäre Effekte haben. Die von der Wissenschaft ermittelte Regelmäßigkeit des Handelns kann nicht anders als über einen objektivistischen Fehlschluss (Bourdieu) zum Erzeugungsmechanismus des Handelns gemacht werden. Die textuelle Fiktion der Prägung einer Gesellschaft durch ein Schriftsystem ›macht ihre Rechnung‹ ohne die Lektüre, deren Sinnbildung nicht durch eine textuelle Wirklichkeit determinierbar ist, wie Certeau ausführt. Es ist die Dimension des Taktischen, die sich aus Bedürfnis und Gelegenheit speist, die auf Basis des Gedächtnisses subjektive Handlungsspielräume eröffnet, einerseits durch den Gebrauch verfestigter kultureller Phänomene und über die Verwendung ihrer in neuen Kontexten zu deren Verflüchtigung, andererseits durch die Präferenz bestimmter Formen zu deren Etablierung und intersubjektiven Verfestigung

wie zum Verschwinden von anderen, nicht gebrauchten Formen beiträgt. Certeau diagnostiziert, dass das Leitbild der europäischen Moderne sich aus dem Gedanken der Aufklärung speist, Buch und gesellschaftliche Reform durch die Information der Bevölkerung zu verbinden – eine orthopädische Korrektur des Verhaltens und der Körper mithilfe von Werkzeugen –, und die damit das Schreiben von seinem Produkt, von seiner Produktivität her begreift und in dieser Ökonomie Gesellschaft als textuelle Wirklichkeit erzeugt. Mit der Postmoderne werde gerade diese moderne Ökonomie der Schrift konterkariert, indem auf Basis einer heterologischen Schriftkonzeption, Schrift als Abwesenheit oder Verlust des gesprochenen Wortes begriffen, Schreiben als Arbeit der Verausgabung (und eben nicht der Akkumulation), die auf eine unerreichbare Antwort, nämlich die des Lesers hin produziert, verstanden wird. Sprache wird selbst als textuelle Wirklichkeit verstanden, deren Repräsentationen als imaginäre Trugbilder von Ich und Welt an ihren Grenzen aufscheinen, sie wird verstanden als eine sich selbst bewegende Maschine differenzieller Verweisung, deren Mechanismen mit den Subjekten spielen. Bringt man Certeaus Ausführungen zum Schreiben und Lesen mit Jacques Lacans Ausführungen zum Sprechen und Hören in Verbindung – dies ist möglich, identifiziert man die symbolische Ordnung der Verkettung als Schrift –, so zeigt sich, dass die signifikante Verkettung der Artikulation wie die signifikante Verschiebung der begleitenden Sinnbildung sich ohne Sinn auf zwei unverbundenen ›Linien‹ (eine sprecherseitig artikulierte und eine hörerseitig mental substituierte) ins Infinite fortsetzen würde, würde das Hören nicht als eine aktive, verknüpfende Tätigkeit konzipiert, die die Artikulation mitkonstruiert, indem sie signifikante Punkte antizipiert, Bedeutungserwartungen ausbildet, wie retroaktiv die begleitende mentale signifikante Substitutionsbewegung in einer endlichen Bedeutung (im Signifikat) zum Stoppen bringt. Eine Bedeutung, die durch die in der symbolischen Ordnung artikulierte Signifikanten nicht repräsentiert, sondern eher evoziert wird. Lesen wie Hören werden so nicht durch die artikulatorische Verkettung determiniert, Verstehen lässt sich so nicht als Bedeutungsübermittlung vom Sprecher zum Hörer konzipieren. Der der Beobachtung immanente ›epistemologische Bruch‹ mit der Handlungsperspektive stellt sich mit Certeau als Träger-Oberfläche oder Ort der Schrift dar, der wie eine Barriere oder wie ein Fenster- und Spiegelglas zwischen Schreiber und Welt tritt und ein cartesianisches Subjekt erzeugt, mit Lacan stellt er sich als ein Bruch zwischen dem Imaginären (Signifikat) und dem Symbolischen (Signifikanten) dar. Ein Imaginäres, das sich sowohl für ein repräsentationales Verkennen der Sprache in einer sich in ihr spiegelnden endlichen Bedeutung (Signifikat) als auch im Verkennen des Ichs im moi (cartesianisches Subjekt) ›verantwortlich‹ zeigt. Dem sich in der

Aussage fassbaren Ich als moi, das über sich in einem repräsentationalen Verhältnis der Selbstdistanz sprechen und sich so als Ganzheit imaginieren kann, entgeht nämlich das in der symbolischen Ordnung nicht aufgehende performative Ich als je, das Subjekt der Äußerung, das sich als *shifter* (indexikalischer Ausdruck) einer abschließenden Bestimmung entzieht. Der »epistemologische Bruch« findet sich so im Doppelcharakter der Subjektivierung wieder als durch die disziplinäre Ordnung erzeugte Ambivalenz zwischen Ermächtigung und Unterwerfung (Foucault), als ein durch die symbolische Ordnung erzeugtes radikales Schwanken des Subjekts zwischen Fort (je) und Da (moi) (Lacan). Wenn schon Lacan eine Differenz zwischen dem leeren Sprechen, der Aussagedimension, und dem vollen Sprechen, der Äußerungsdimension, aufmacht, bei der die Äußerungsdimension in der symbolischen Ordnung der textuellen Verkettung nicht aufgeht, sich ihr entzieht, so weist Emanuel Lévinas auf die Bedeutung der körperlichen Präsenz des singulären Anderen hin, dessen Antlitz er eine appellative Funktion zuerkennt. Es ist die der Mündlichkeit konstitutive Dialogizität, die in der jeweiligen Antwort des Anderen auf mich dem Ich ein konkretes, soziales Spektrum von Seinsmöglichkeiten einräumt. Ein Ich, das sich zwar durch die Fülle einer Präsenz auszeichnet, aber erst durch den Anderen zur Anerkennung kommen kann.

Eine Art nachträgliche Begrenzung des Kommenden: Die hier versammelten Texte lassen sich allerdings nicht nur als Denkwerkzeuge gebrauchen, man muss sie auch als Quellen kultureller Situiertheit verstehen, in denen das Dispositiv der Schrift in Form von Präsuppositionen der Theorie seine Spuren hinterlassen hat. Die dispositionale Reichweite der Schrift in ihren Theoretisierungen erstreckt sich auf das willentliche wie unwillentliche Textualitätsparadigma, so dass das Sprechen zum neuralgischen Punkt einer Ordnung der Schrift wird. Inwiefern ein zeichenhaftes, strukturelles Verständnis von Sprache sich aus chirographischen und typographischen Vorurteilen herleitet, wird hier nicht ausgeführt werden können, auch nicht das, was – vergegenwärtigt man sich Sprache von der Mündlichkeit, von der Plastizität des Sprechens her – im Text noch alles nicht aufgeht.

*Der der Beobachtung immanente epistemologische Bruch
mit der Handlungsperspektive*

Pierre Bourdieu macht einen Bruch im wissenschaftlichen Verhältnis zur Praxis aus, für den der Wechsel von der Handlungsperspektive zur Beobachtungsperspektive konstitutiv ist:

»Die Situation des Ethnologen gemahnt an das Verhältnis, das jeder Beobachter zu dem Handeln hat, das er ausspricht und analysiert: nämlich an den unumgänglichen Bruch mit dem Handeln und der Welt, [...] den die bloße Absicht voraussetzt, die Praxis auszusprechen und vor allem, sie anders zu verstehen und verständlich zu machen als dadurch, dass er sie in praxi produziert oder reproduziert. Wenn man weiß, was Reden heißt, gibt es keinen Diskurs (oder Roman) des Handelns: es gibt nur einen Diskurs, der die Handlung ausspricht und der *unablässig wiederholen muss, dass er sie nur ausspricht*, wenn er nicht in Zusammenhanglosigkeit oder Hochstapelei abgleiten will.«¹⁰

Dass die Beobachtung von Handlungen wie der kommentierende Diskurs über Handlungen ein anderes Verhältnis zu Praxis konstituiert, denn diese selbst, scheint offenbar,¹¹ doch zu welchen epistemologischen Konsequenzen führt dieser – Bourdieu zufolge unumgängliche – Bruch mit den praxisimmanenten Zwecken? Wodurch zeichnet sich dieser Bruch überhaupt genau aus, und gibt es tatsächlich keinen alternativen Zugang zu Handlungen, der ihm entginge?

Es ist eine spezifische Fehlhaltung der Theorie, die Bourdieu als »Epistemozentrismus«¹² bezeichnet, die diesen Bruch gegenüber der Praxis konstituiert, diese verfälscht »dadurch, dass man ihr gegenüber einen ›Standpunkt‹ bezieht und sie damit zum *Objekt* (von Beobachtung und Analyse) macht«¹³ und darüber eine »logische Ordnung der Verstehbarkeit« erzeugt,¹⁴ die praxis in logos verkehre.

»Der *theoretizistische* [...] ›Bias‹ besteht darin, dass wir vergessen, der von uns erstellten Theorie der gesellschaftlichen Welt den Tatbestand einzuschreiben, dass die Theorie das Produkt eines theoretischen Blicks ist, eines ›kontemplativen Auges‹ (*theorein*), das dazu neigt, eher die Welt wie ein Schauspiel wahrzunehmen, wie eine [...] Darbietung, wie eine Gesamtheit von Bedeutungen, die nach einer Interpretation verlangt, denn als eine Gesamtheit von konkreten Problemen, die nach praktischen Lösungen ruft.«¹⁵

Die Sozialwelt erfährt durch die sich distanzierende, scheinbar interaktiv nicht involvierte Haltung des sie objektivierenden Zuschauers einen Aufführungscharakter, der Handlung in lesbare Darstellung verwandelt. Die »Fiktion des Wissens«, so Michel de Certeau, bestehe in diesem panoramaartigen Blickpunkt eines körperlosen alles überschauenden Auges, in diesem distanzierten und voy-

¹⁰ *Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft.* Frankfurt a.M. 1987, S. 63 f.

¹¹ Lindner unterscheidet zwischen einem Verstehen unter dem Primat des ›Sehens‹ und einem unter dem Primat der ›Handlung‹, wobei er letzteres präferiert. Vgl. *Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld.* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 51–66, hier S. 63.

¹² *Pierre Bourdieu: Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität.* In: Eberhard Berg/ Martin Fuchs (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation.* Frankfurt a.M. 1999³, S. 365–374, hier S. 370.

¹³ *Bourdieu*, wie Anm. 10, S. 53.

¹⁴ *Ebd.*, S. 58.

¹⁵ *Bourdieu*, wie Anm. 12, S. 370.

euristischen Blick, der »die Welt, die einen behexte und von der man ›besessen« war, in einen Text, den man vor sich unter den Augen hat«, verwandelt.¹⁶

Der objektivistische Blick, so Bourdieu, erzeuge zweierlei Wirkungen: Das sich durch die Objektivierung erschließende intellektuelle Konstrukt wird als *Fundament* der Wirklichkeit interpretiert, oder Handlungen, die auf die Wirklichkeit *einwirken* sollen, werden als *Interpretationsverfahren* der Wirklichkeit aufgefasst. Indem dem Handeln ein erst noch offenzulegender Sinn unterstellt,¹⁷ Denken mit einem interpretatorischen *Kommentar* identifiziert wird,¹⁸ der das Handeln als Verstandenes erst vollende, wird der Alltagsverständlichkeit des Handelns der Status des Denkens abgesprochen, dem Wissenschaftler ein Denkmonopol gesichert.

»Indem der ›Denker« in die Wahrnehmung der Sozialwelt das zu seinem Platz in dieser Welt gehörige Ungedachte projiziert, also das ›Denk«monopol, das ihm die gesellschaftliche Arbeitsteilung faktisch garantiert und das ihn verleitet, Denkarbeit mit einer Arbeit des Ausdrückens, Protokollierens, Erläuterns in Rede oder Schrift gleichzusetzen [...], verrät er seine geheime Überzeugung, Handeln finde nur dann Vollendung, wenn es verstanden, interpretiert, ausgedrückt werde, wobei er Unausgesprochenes mit Ungedachtem gleichsetzt und dem *stillen und praktischen Denken*, das zu jeder vernünftigen Praxis gehört, den Status echten Denkens abspricht. Die Sprache wird spontan zum Komplizen dieser hermeneutischen Philosophie, welche verleitet, sich das Handeln als etwas zu Entzifferndes zu denken, wenn z.B. von einer [...] Handlung gesagt wird, sie *drücke etwas aus*, anstatt schlicht zu sagen, sie sei *sinnvoll*, [...], sie *mache* einen Sinn.«¹⁹

Handlung wird so – als zu Entzifferndes verstanden, das etwas ausdrückt, als eine Praxis verstanden, die für etwas anderes steht – zu etwas Zeichenhaftem, Repräsentationalem verkehrt.²⁰

¹⁶ *Michel de Certeau*: Kunst des Handelns. Berlin 1988, S. 180.

¹⁷ Tyler geht davon aus, dass das Verlangen, eine Tiefenstruktur in den ›Erscheinungen« aufzudecken, sich dem Umgang mit Texten verdankt. Vgl. *Stephen A. Tyler*: Das Unausprechliche: Ethnographie, Diskurs und Rhetorik in der postmodernen Welt. München 1991, S. 182.

¹⁸ Foucault weist darauf hin, dass dem Kommentar als Organisationsprinzip intersubjektiv getragener Lektüre die Funktion der Hierarchisierung von Diskursen zukommt, indem er sie hinsichtlich ihres primären oder sekundären Status abstuft. Vgl. *Michel Foucault*: Die Ordnung des Diskurses. München 1974, S. 16 ff.

¹⁹ *Bourdieu*, wie Anm. 10, S. 69.

²⁰ Vgl. hierzu auch Fabians Kritik an der symbolischen Anthropologie: »Culture, according to predominant opinion, relates to human activity in symbolic or semiotic ways; it *represents* practical activities but is not studied as their product. [...] Symbolic anthropologists who subscribe to this view and who are out to assert the autonomous, irreducible character of symbolic culture, cut themselves off from human praxis, which alone can account for the emergence and existence of cultural orders. [...] they advocate an anthropology for which culture remains an ›object of contemplation.« *Johannes Fabian*: The Other and the Eye: Time and the Rhetoric of Vision. In: Ders.: Time and the Other. How Anthropology makes its Object. New York 1983, S. 103–141, hier S. 139 f.

Die Scheidung der Reziprozität des Blickes im Panoptismus

Lässt sich diese Haltung der *theoria* (›Theorie‹, zu gr.: *theorós* ›Zuschauer‹; aus gr.: *theoría*, wörtl. ›Anschauung‹, ›Betrachtung‹)²¹ noch genauer beschreiben?

Das Sehen lässt sich, wie Michel Foucault zeigt, in eine *Technik der Macht und des Wissens umsetzen*: Der Panoptismus²² verknüpft eine bestimmte Form der asymmetrischen Machtausübung mit einem objektivierenden Typ der Wissensformierung. Er basiert auf einer (künstlichen) Scheidung des Paars Sehen/Gesehenwerden: »Das Panopticon«, so Foucault, stelle eine »Maschine«²³ dar, »eine Anlage, in der die Techniken des Sehens Machteffekte herbeiführen«,²⁴ indem die Reziprozität des Blickes gerade unterbunden wird. Es gibt so jemanden, der vollständig der Sichtbarkeit ausgeliefert ist, »ohne selber zu sehen« und der damit zum alleinigen Objekt eines Blicks oder Wissens gemacht wird – »er

-
- 21 Rehbein weist allerdings darauf hin, dass in der Wiedergabe des griechischen ›*theoría*‹ als ›Anschauung‹ eine nacharistotelische Verkürzung des Theoriebegriffs auf spekulative Elemente mitspielt, ein Theorieverständnis, das aufgrund seiner Handlungsferne zu kritisieren wäre. Vgl. *Jochen Rehbein*: Theorien, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Gisela Brünner/Gabriele Graefen (Hg.): *Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der funktionalen Pragmatik*. Opladen 1994, S. 25–67, hier S. 33 ff.
- 22 Foucault interpretiert die architektonische Gestalt des Panopticons von Bentham als »Diagramm eines auf seine ideale Form reduzierten Machtmechanismus; sein Funktionieren [...], kann zwar als ein architektonisches und optisches System vorgestellt werden: tatsächlich ist es eine Gestalt politischer Technologie, die man von ihrer spezifischen Verwendung ablösen kann und muss.« *Michel Foucault*: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1994, S. 264. Da es sich um eine spezifische Technik des Sehens handelt, deren Verknüpfung von Macht und Wissen eine spezifische Konstellation unterbrochener Reziprozität voraussetzt, ist das aus ihr resultierende Wissen nur unzureichend unter dem Stichwort ›Visualismus‹ charakterisiert. Bourdieu bezeichnet – wie eingangs zitiert – die der visuell ausgerichteten ›*theoréin*‹ inhärente Vergegenständlichung der Praxis als »Epistemozentrismus«. *Bourdieu*, wie Anm. 12, S. 370.) Da nicht ausgemacht ist, dass jegliche Theorie notwendigerweise panoptisch fundiert ist, scheint der Begriff ›Panoptismus‹ zur Kennzeichnung einer bestimmten erkenntnistheoretischen Haltung zunächst ein vorsichtigerer gewählt.
- 23 Foucault spricht von ›Maschinen‹, weil »Macht keine Sache [ist], die man innehat, kein Eigentum, das man überträgt; sondern eine Maschinerie, die funktioniert.« *Foucault*, wie Anm. 22, S. 229. Die hierarchisierte Überwachung funktioniert in einem lückenlosen Netz pyramidaler Anordnung (in dem die Überwacher ebenfalls pausenlos überwacht werden) am effektivsten, insofern sich die Machtwirkungen gegenseitig stützen – so dass bei einer Veralltäglichung »die Wachsamkeit der einander kreuzenden Beobachtungen den Blick des Adler-Sonnen-Auges bald überflüssig machen wird«. Ebd., S. 279. ›Disziplinarmacht‹ beruht so auf einer hierarchisierten, polyzentrischen Machtforn der überkreuzten Überwachung, die sich durch ihr Beziehungsnetz selber zu stützen *scheint*, entpersonalisiert und entlokalisiert *erscheint* (scheint, denn tatsächlich, so muss man m.E. einwenden, braucht es auch hier Subjekte, die diese überkreuzte Überwachung aufrechterhalten).
- 24 Ebd., S. 221.

ist Objekt einer Information, niemals Subjekt in einer Kommunikation«²⁵ – und jemanden, der alles sieht, ohne je gesehen zu werden und damit zum alleinigen Subjekt eines Blicks gemacht wird. Das der Reziprozität beraubte Sehen finge denjenigen, der der Sichtbarkeit unterworfen ist, in einen »Objektivierungsmechanismus«²⁶ ein, wobei der dem Blick Ausgesetzte, insofern er sich potenzieller Sichtbarkeit unterworfen weiß, die Maßstäbe oder Normen der Kontrolle an sich selber durchsetzt und das Machtverhältnis selbst internalisiert, indem er gleichzeitig beide Rollen spielt, zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung wird.²⁷ Das bedeutet ein Doppeltes: 1. eine *Selbstunterwerfung* in einem das eigene Verhalten disziplinierenden ›Selbstreflexionsmechanismus‹, in dem die eigene Individualität – der beobachtenden Objektivierung und Differenzierung ausgesetzt – zusehends Gestalt annehmen kann (die aber zugleich damit etwas sich der Überwachung Entziehendes konstituiert, nämlich das Unbewusste) 2. eine *Selbstermächtigung* zu einem sich selbst vermeintlich durchsichtigen und kontrollierbaren Subjekt. Der Panoptismus *gebietet* so in einem ambivalenten Mechanismus von Unterwerfung und Ermächtigung aufgeklärte Subjekte²⁸ (wie ihr Unbewusstes²⁹).³⁰

²⁵ Ebd., S. 257.

²⁶ Ebd., S. 241.

²⁷ Das Wissen um ein potenzielles Beobachtetwerden bei gleichzeitig fehlender Kontrolle der Beobachtungsinstanz durch die Beobachteten führt zu einer permanenten Veränderung des Verhaltens der Beobachteten, weil die Beobachteten nicht wissen können, ob sie gerade überwacht werden oder nicht, müssen sie präventiv damit rechnen, dass dies der Fall ist, ihr Verhalten dauerhaft danach ausrichten: »Derjenige, welche der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, übernimmt die Zwangsmittel der Macht und spielt sie gegen sich selber aus; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung.« Ebd., S. 260.

²⁸ Das moderne Subjekt erscheint demgemäß mit Foucault als ein sich in der Selbstunterwerfung selbstermächtigender Effekt disziplinärer Unterwerfung. Das Modell des Panopticons stellte demzufolge den grundlegenden Mechanismus der ›selbstreflexiven Moderne‹ als ›Disziplinar- und ›Individualgesellschaft‹ dar.

²⁹ Die Ambivalenz der Subjektivation wie die gleichursprüngliche Entstehung von Subjekt und Unbewusstsein arbeitet auch Butler heraus. Vgl. *Judith Butler: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung.* Frankfurt a.M. 2001, S. 13. Die Anfälligkeit für die Unterordnung unter eine Macht erklärt Butler mit der primären Abhängigkeitsbeziehung des Kindes, die in Hinblick auf seine Autonomie verdrängt werden muss – es ist dieser Akt der Verdrängung, der zugleich Subjekt wie Unbewusstes erzeugt. Während sie mithilfe dieses entwicklungspsychologischen Modells behaupten möchte, dass auf dieser primären, abhängigkeitsbedingten Ambivalenz der Unterordnung panoptische Technologien nur aufsetzen, möchte ich kulturell relativ annehmen, dass panoptische Kulturtechniken in der Ambivalenz von Ermächtigung und Unterwerfung aufgeklärte Subjekte wie ihr Unbewusstes (als das, was sich der überprüfenden Selbstkontrolle entzieht) erzeugen; damit würde das Unbewusste historisiert wie kulturalisiert.

³⁰ Bourdieus Vorschlag einer ›Objektivierung der Objektivierung‹, die danach trachtet, die epistemische doxa, die »Unterwerfung« unter eine wissenschaftliche »Alltagswelt« ins Bewusstsein

Bei den panoptischen Technologien handele es sich um »Beobachtungsmaschinen«,³¹ die nicht nur ein individuelles Wissen über sich selbst ermög-

zu heben, jedoch mit dem Effekt einer »strengerer Anwendung der wissenschaftlichen Methode«, Bourdieu, wie Anm. 12, S. 367 und 371, offenbart m.E. den Wunsch nach einem allgemeinem (jeglicher Sozialität beraubten) Erkenntnissubjekt, nach einer unperspektivierten, sich selbstdurchsichtigen Erkenntnis, die die ›Last‹ menschlicher Sozialität zu ›neutralisieren‹ vermag, den ›Determinierungen‹ ›gesellschaftlicher Bedingungen‹ der Erkenntnis ›entgeht‹. Mir scheint, dass hier Aufklärung in der Versachlichung gegen sich selbst gerichtet wird und in ihr Gegenteil, Kritik in Affirmation umschlägt. Vgl. Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Begriff der Aufklärung. In: Dies.: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M. 1971, S. 7–41. Der Versuch einer Selbstobjektivierung des Forschers erscheint problematisch, weil Verfahren der teilnehmenden Beobachtung in selbstreflexiver Wendung auf sich angewendet und damit in der »Idee der (Selbst-) Beobachtung des wissenschaftlichen Tuns«, die »Idee der inneren Selbstbetrachtung [...], die in der klassischen Philosophie verankert ist«, perpetuiert wird. Eberhard Berg/Martin Fuchs: Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Diess. (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M. 1999³, S. 11–108, hier S. 22. Ein disziplinierendes Verfahren der Unterwerfung, dessen psychische Effekte ich nicht einzuschätzen vermag, von dem man allerdings annehmen könnte, dass ihm auch eine »zum methodischen Axiom erhobene Aufforderung zum Rollenspiel«, so Lindner, wie Anm. 11, S. 54, inhärent wäre: eine Aufforderung zum panoptischen Unterwerfungs-›Spiel‹ mit sich selbst, das in einer Distanzierung von sich selbst eine fiktive ›Objektivität‹ einer vermeintlichen Selbstdurchsichtigkeit wie einer vermeintlichen Emanzipation von den undurchsichtig wirkenden ›Verhaftungen‹ erzeugt und mit ihr Angst, wahrscheinlich nicht nur vor dem Feld, sondern auch vor dem Unbewussten. Eine gesellschaftlich ausgehandelte Methode kann zudem das ihr inhärente Problem der ›Unschärfe‹ nicht zu einem individuellen (psychischen) Problem der Selbstobjektivierung machen. Rehbein weist darauf hin, dass nicht mehr dialogfähige Überzeugungen jenseits des Zweifels die Grenze der Theorie bilden. Diese nicht-sprachlichen Überzeugungen, könnten nicht Gegenstand der Argumentation werden, sie »haben den Charakter von Präsuppositionen der Theorie, die im Erkennen mitgesetzt und – dem Erkennen nicht direkt zugänglich – zu ›sedimentierten‹ Aussagen reifiziert werden.« Rehbein, wie Anm. 21, S. 51. Dynamisch werde diese Grenze der Theorie durch den ›Zwang, den die Empirie auf das Erkennen ausübt, gehalten. Empirie, auf Erfahrung gründendes Wissen, konfrontiert uns mit den von uns vorausgesetzten ›stillschweigenden‹ Überzeugungsinhalten, die sie negieren kann. So können gerade ›unsere‹ Irrtümer und Fehlbarkeiten ›uns‹ zeigen, wer ›wir‹ waren und warum. Als Alternative zur objektivierenden Selbsterkenntnis bietet sich so m.E. an, den Forscher eingelassen in seinen Alltag eher als subjektives Erfahrungsmedium zu begreifen (kein Medium kann seinen ›blinden Fleck‹ in Gänze selbst reflektieren). Nicht zuletzt ist es auch eine Frage der Haltung, ob diese Art panoptischer Objektivität und der aus ihr resultierende, distanzierende Umgang mit uns selbst und anderen als Störvariablen eines Wissens gewollt ist. Wie viel Selbstaufklärung ist notwendig, um anders als gewohnt handeln zu können, wie viel Zweifel an den eigenen Deutungen ist zumutbar, um dennoch handlungsfähig bleiben zu können? Erkenntnis als performativer Balanceakt zwischen Zweifeln und Glauben wäre als kulturelle Praxis eingelassen in die gesellschaftliche wie in die Handlungs-, Erfahrungs- wie Sinndimension des Alltags. Versuchten ›wir‹ sie zu verstehen, eröffneten ›wir‹ uns hoffentlich auch performative Alternativen zu ihr, vollbrächten vielleicht das Kunststück im Selbst-Verständlichen eine Balance zu halten zwischen Zweifel und Glauben, zwischen der Verflüchtigung und Verfestigung von Überzeugungen ›uns‹ zu ändern.

31 Foucault, wie Anm. 22, S. 224.

lichen, sondern auch eine politische Technologie, darstellen, in der sich die »Formierung des Wissens und die Steigerung der Macht [...] gegenseitig in einem geregelten Prozess verstärken«.32 Sie bilden Foucault zufolge die Basis der modernen Wissenschaften vom Menschen, deren »Aufklärungswille« zugleich einer Disziplinierung wie Individualisierung der Gesellschaft zuarbeitet.33 Im räumlich parzellierten Nebeneinander, unter einem zwischen verschiedenen Individuen oder Elementen vergleichenden Blick, zeichnen sich nämlich Unterschiede und Gemeinsamkeiten ab, die das Auffinden von Regelmäßigkeiten, die Bildung einer Norm ermöglichen. Diese kann einerseits als Zwangsprinzip gesellschaftlich homogenisierend wirken, indem sie im disziplinierenden Übergang von der Norm zur Normierung zur Normalisierung als Abweichungen korrigierender Zwang zur Homogenität sanktionierend eingesetzt werden kann. Insofern Normalität Zugehörigkeit zu einem homogenen (Gesellschafts-) »Körper« anzeigt (eine Majorisierung), wirkt sie zugleich klassifizierend und hierarchisierend, etabliert sie gleichursprünglich mit der Norm die Abweichung von ihr (eine Marginalisierung).34 Der Blick der Normierung verfähre aber nicht nur »vergleichend, differenzierend, hierarchisierend, homogenisierend, ausschließend«,35 er wirke andererseits auch individualisierend, da er »Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert«.36 Die so ermittelte Homogenitätsnorm funktioniert so nicht nur als Messergebnis, sondern zugleich als Vergleichsmaßstab anhand dessen sich abweichende Unterschiede als individuelle Besonderheiten differenziert abzeichnen können.37 Wissenschaft, die auf Basis panoptischer Technologien operiert, arbeitet auf Basis ihrer Normermittlungen so zugleich einer Disziplinierung wie Individualisierung der Gesellschaft zu.38

32 Ebd., S. 287.

33 Vgl. ebd., S. 287 ff.

34 Dies erklärt zugleich die gesellschaftlich-politische Wirkungsweise von Normalitätsdiskursen.

35 *Foucault*, wie Anm. 22, S. 236.

36 Ebd., S. 237.

37 Vgl. ebd., S. 237 f.

38 Foucault macht in den panoptischen Technologien so vor allem einen wissenschaftlich-disziplinären Mechanismus der Individualisierung aus, ebd., S. 249, und hebt deshalb die Produktivität der Macht hervor. »Man muss aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur »ausschließen«, »unterdrücken« [...] würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.« Ebd., S. 250. Certeau übernimmt zwar die Annahme einer produktiven Macht, verneint allerdings ihren Totalitätsanspruch (wobei fraglich ist, ob Foucault diesen Totalitätsanspruch überhaupt behauptet), geht es ihm doch darum, in den Alltagspraktiken die Elemente einer der Disziplinierung entgehenden »Antidisziplin« auszumachen. *Certeau*, wie Anm. 16, S. 16.

Innerhalb der Disziplinarmacht nimmt die Schrift eine bestimmte »politische Funktion« ein,³⁹ konstituiert sich eine »Schriftmacht«⁴⁰ zum einen als ein Aufzeichnungsapparat, der »das Individuum als beschreibbare[n] und analysierbare[n] Gegenstand« in seinen Besonderheiten dokumentiert und ein Vergleichssystem aufbaut, das die Messung »globaler Phänomene« erlaubt,⁴¹ zum anderen als eine Macht, die aus der wissensgenerierenden Beschreibung ein Mittel der Kontrolle macht, eine Methode, die sowohl als »objektivierende Vergegenständlichung als auch als subjektivierende Unterwerfung« fungiert,⁴² mithin eine panoptische Technologie darstellt.

Die Erzeugung einer Subjekt-Objekt-Spaltung auf Basis strategischer Handlungstypen

Auf Grundlage der von Foucault in den panoptischen Technologien beschriebenen Verflechtungen von Wissen und Macht macht Michel de Certeau in den Strategien einen Wissenstypus aus, »der die Macht darin unterstützt und sie leitet, sich einen eigenen Ort zu verschaffen«.⁴³ Strategische Handlungstypen zielen, so Certeau, auf eine Grenzziehung ab. Sie setzen einen Ort (einen abgetrennten Bereich, ein autonomes Subjekt) voraus, der als etwas »Eigenes« beschrieben und als Organisationsbasis für die Beziehungen zu einer »Exteriorität« dienen kann.⁴⁴ Den Ort definiert eine stabil gehaltene Konstellation von Punkten, eine Ordnung, die ihre Elemente in Koexistenzbeziehungen aufteilt, Elemente, die sich in einem »eigenen«, abgetrennten Bereich befinden, den sie jeweils definieren. Orte sind mithin gegen die Veränderungen der Zeit stabilisierte, d.h. *statisch gehaltene*, in sich gegliederte, d.h. sich aus identifizierbaren Elementen zusammensetzende Einheiten, für die demgemäß das Prinzip der *Identität* gilt.⁴⁵

Die Aufrasterung des Raumes entlang von Grenzen, die Überführung seiner in eine gegliederte Ordnung des Nebeneinanders entspricht einer

³⁹ Foucault, wie Anm. 22, S. 247.

⁴⁰ Ebd., S. 244.

⁴¹ Ebd., S. 245.

⁴² Ebd., S. 247. Die Dokumentationstechniken der Prüfung machten so aus jedem Individuum einen »Fall«, zugleich einen Erkenntnisgegenstand wie eine Zielscheibe für Macht, insofern die Beschreibung zum Kontrollmittel, zur Methode der Beherrschung werde. »Es geht nicht mehr um ein Monument für ein künftiges Gedächtnis, sondern um ein Dokument für eine fallweise Auswertung.« Ebd.

⁴³ Vgl. Certeau, wie Anm. 16, S. 88.

⁴⁴ Ebd., S. 87.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 217 f.

Organisation durch den Blick – Oberflächen, deren Farbverläufe, -brüche und -wechsel sich dem Sehenden schon von ferne zu abgegrenzten Einheiten organisieren. Auf dieser Gliederung durch das Sehen könne durch panoptische Anordnungen eine Machttechnologie der Objektivierung aufsetzen,⁴⁶ eine Wissens- und Machtrelation, die durch ihr vergegenständlichendes, distanzierendes Verhältnis zum ›Objekt‹ eine gespaltene, statisch gehaltene und eindimensional ausgerichtete Subjekt-Objekt-Relation etabliert.

Diese strategisch erzeugte Statik einer Subjekt-Objekt-Relation des Wissens basiert auf einer zweifachen Fiktion: 1. auf der Fiktion, alles zu sehen und selbst unsichtbar zu sein, 2. auf der Fiktion, bloß zu sehen und damit nicht zugleich auch zu verändern. Sie unterliegt mithin zum einen der Fiktion, der Beobachtete wäre bloßes Objekt des Blickes (oder einer Handlung), nicht auch zugleich Subjekt eines Blickes (oder einer Handlung), wie der Fiktion, dass das ›Objekt des Blickes‹ (oder das ›Objekt einer Handlung‹) sich dem Beobachter scheinbar unbeeinflusst durch sein Wahrgenommenwerden darstellte (oder scheinbar widerstandslos durch eine willentliche Behandlung prägnant wäre). Es handelt sich um eine Fiktion, denn eine gerechtfertigter Weise *panoptisch* zu nennende *Konstellation* bedarf einer vorliegenden Asymmetrie des Blickes, einer einseitigen Beobachtung, die den Beobachteten in einem ›Objektivierungsmechanismus‹ einfangen und ihn durch diese ›objektivierende Vergegenständlichung‹, die zugleich als ›subjektivierende Unterwerfung‹ fungiert, zu einem aufgeklärten, disziplinierten Verhältnis zu sich selbst nötigen könnte. Eine solche Konstellation unterbundener sozialer Interaktion ist aber bei Erhebungsverfahren, bei denen der Forscher anwesend ist (bei der teilnehmenden Beobachtung, dem Interview) nicht gegeben.⁴⁷ Es scheint also angemessener von einem *panoptischen Deutungsmuster* zu sprechen, das insbesondere auch die wissenschaftliche Analyse beherrscht, wenn sie meint, sich allein auf die Handlungen und Äußerungen des Beforschten beziehen zu können und den teilnehmenden Forscher als Aktant (wie als Analysant) verschwinden lässt.

Ein panoptisches Deutungsmuster, das den Anderen auf Basis strategisch erzeugter Differenz zum alleinigen Objekt eines Blickes *macht* und ihn darüber zugleich entsubjektiviert und distanziert, während derjenige, der vermeintlich alles sieht, ohne vermeintlich je gesehen zu werden, zum alleinigen, scheinbar unsichtbaren und unbehelligbaren Subjekt eines Blickes gemacht

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 88.

⁴⁷ Vgl. Lindner, wie Anm. 11, S. 51–66.

wird. Ein ›Subjektivierungsmechanismus‹ wäre hier also Kehrseite des ›Objektivierungsmechanismus‹. Ein wissenschaftliches Verfahren des ›othering‹,⁴⁸ dessen vermeintlich hergestellte Statik eines Subjekt-Objekt-Dualismus es scheinbar erlaubt, in dem Beobachteten eine vom ›Subjekt‹ unabhängige Ordnung auszumachen, deren ›Objekte‹ vergleichbar erscheinen (weil die hergestellte Konstellation vermeintlich dieselbe ist), Regelmäßigkeiten aufzufinden, Besonderheiten zu fixieren und damit in einem Akt eine Norm und die individualisierende Abweichung von ihr zu ermitteln. In diesen panoptischen (Analyse-) Prozeduren vollzieht sich eine Geste der Wissensbildung, die untrennbar mit der Fiktion des Wissens einhergeht, alles zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden und die damit den Ort des Wissens in eine Exteriorität verlagert, Wissen als das definiert, was der Wissenschaft noch fehlt. Dabei erzeugt der objektivistische Blick jedoch besondere interaktionale Effekte, gerade weil er darauf aus ist, die Distanz zwischen Subjekt und Objekt strategisch herzustellen und aufrecht zu halten; dies auch, wenn ein verkürztes panoptisches Deutungsmuster eine statische Distanz zwischen Subjekt und Objekt behauptet: Er verändert nämlich das ›Objekt‹. Die interaktionale Dimension des panoptischen Macht-Gefüges treibt das vermeintliche ›Objekt‹ dazu an, sich zu subjektivieren, indem ›es‹ die an ›es‹ herangetragenen Verhaltenserwartungen und Normen internalisiert und an sich selbst herausbildet. Der objektivistische Blick erzeugt so wirklich *im Rücklauf* die ›Objekte‹, die er einmal gesucht hat. Der »Macht-Ort« bildet so die Voraussetzung, »theoretische Orte« zu schaffen, die auf »physische Orte« einwirken.⁴⁹

Das panoptische Narrativ oder Deutungsmuster erweist sich so als ein strategisches Verfahren des ›othering‹, auf Grundlage dessen ›Objektivität‹

⁴⁸ Die durch den ›Writing Culture‹-Band, vgl. *Clifford/Marcus*, wie Anm. 1, angestoßenen Reflexionen über ethnographische Repräsentationen wendeten sich gegen ein essentialistisches Kulturverständnis. Dass der Andere erst durch Beschreibungen, durch den Akt der Inskription, in dem der Andere vom Selbst distanziert und objektiviert wird, als solcher hervorgebracht, gemacht wird, darauf weist der Begriff des ›othering‹ hin. Vgl. *Berg/Fuchs*, wie Anm. 30, S. 13. Schiffauer übersetzt ›othering‹ im Verb ›to other m.E. treffend mit »Ver-Änderung« und weist ebenfalls auf die binnenkulturelle Wirksamkeit von Differenzdiskursen hin, die Verfahren des ›othering‹ auf den Anderen, auch auf den Anderen der ›eigenen‹ Kultur wie den Anderen der Kulturwissenschaften. Vgl. *Werner Schiffauer*: Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in der Kulturanthropologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 92 (1996), S. 20–31. Berg und Fuchs meinen hingegen, dass der Begriff des ›othering‹ unübersetzbar sei: »Othering – ›Verfremdung‹, Konstitution des Anderen durch Abgrenzung vom Anderen und damit Konstitution des Selbst – ist im Deutschen unübersetzbar.« *Berg/Fuchs*, wie Anm. 30, S. 35.

⁴⁹ Vgl. *Certeau*, wie Anm. 16, S. 91.

als Resultat eines epistemologischen »Differenzdiskurses«⁵⁰ erscheint: Die Subjektposition des Objektivismus beruht auf einer fiktiven, im Panoptismus strategisch hergestellten Machtgeste der Subjektivierung, die eine statische Subjekt-Objekt-Relation der Distanz etabliert, bei der das ›Objekt‹ zum legitimierenden Anderen des ›Subjekts‹ wird. Ein hergestelltes, verbildlichtes ›Objekt‹, das in der vergleichenden Schau Fehldeutungen ausgesetzt ist, insofern die interaktionalen (Rücklauf-) Effekte der Beobachtung negiert werden. Allerdings eine objektivistische Fiktion, die im Rücklauf wirklich die ›Objektivität‹ erzeugte, die sie einmal gesucht hat, wenn nicht auch diese Formung einer aufgeklärten, disziplinierten Gesellschaft, deren Subjekte sich durch den Rücklauf panoptischer Wissensbildungen in der Ambivalenz von Ermächtigung und Unterwerfung halten, als Bestandteil eines wenngleich komplexeren panoptischen Narrativs bestimmt und damit letztendlich (zumindest wenn ein Totalitätsanspruch behauptet würde) auch zu den theoretischen Fiktionen gerechnet werden müsste. Mithin – was entgeht der panoptischen Schau?

Ein systematisch erzeugter blinder Fleck – Verwendungen

Das Panorama-Trugbild, so Certeau, kommt nur »durch das Vergessen und Verkennen der praktischen Vorgänge zustande.«⁵¹ Gerade der Alltag in seiner Handlungsdimension,⁵² der Raum des Taktischen, entzieht sich dem Panoptischen. Mit den Taktiken fokussiert Certeau eine *Handlungslogik der Verwendung*, die dem ›Ge- und Verbrauch von‹, dem ›Umgang mit‹ inhärent ist, und die damit durch »das Fehlen von etwas Eigenem« bestimmt ist.⁵³ Wäh-

⁵⁰ Schiffauer, wie Anm. 48, S. 23. Ein solcher Differenzdiskurs zeigt sich auch im Diskurs der Theorie, wenn etwa der ›Alltag‹ zum Zwecke wissenschaftlicher Selbstlegitimation zum anderen der ›Wissenschaft‹ wird. Ein Differenzdiskurs, der den ›Alltag‹ in ein Bild der Unwissentlichkeit und/oder Oralität verwandelt, ihn als einen folkloristischen Rest-Bereich subjektiven Wissens marginalisiert, ihn als einen Bereich des nunmehr ›Un‹- bzw. rein ›Reproduktiven‹, ›Privaten‹, vermeintlich ›unberührt‹ Mündlichen symbolisch auflädt, dessen Know-how aufgrund dieses Prozesses der Marginalisierung als ein ›primitives Wissen‹ erscheine, eines ›Selbstverständlichen‹, das sich einer Definition entziehe und eines wissentlichen Kommentars harrete. Ein solcher Differenzdiskurs charakterisierte sich mit Roland Barthes als »sekundäres semiologisches System« einer wissenschaftlichen symbolischen Praxis. Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Frankfurt a.M. 1996, S. 92; vgl. hierzu auch: Christine Oldörp: *Alltag mit verfließenden Rändern*. In: VOKUS 11/2 (2001), S.74–101.

⁵¹ Certeau, wie Anm. 16, S. 181.

⁵² Vgl. ebd., S. 182.

⁵³ Ebd., S. 89.

rend strategische Handlungstypen zur Produktion einer Ordnung statisch gehaltener Koexistenz beitragen, *homogenisierend* und *stabilisierend* wirken (damit eine *Verfestigung* von kulturellen Formen zur Folge haben), verwenden taktische Handlungstypen diese Ordnung (bzw. diese verfestigten Formen), indem sie sie durch ihren Gebrauch kontextualisieren bzw. situieren, sie sich im Umgang mit ihr aneignen und sie damit heterogenisieren wie *dynamisieren* und *destabilisieren* (was eine *Verflüchtigung* eben dieser Formen zur Folge hat). Kultur versteht Certeau so als einen Prozess, dessen Dynamik sich aus dem In-, Gegen-, und Miteinander strategischer und taktischer Handlungslogiken erzeugt.⁵⁴

Während »Strategien [...] auf den Widerstand, den *die Etablierung eines Ortes* dem Verschleiß durch die Zeit entgegenhalten kann [, setzen]; [setzen] die Taktiken [...] auf einen geschickten *Gebrauch der Zeit*, der Gelegenheiten, die sie bietet, und auch der Spiele, die sie in die Grundlagen einer Macht einbringt.«⁵⁵

Sie operieren mithilfe des Erfahrungswissens, eines Wissens, »das durch die Dauer seiner Erwerbung und die unendliche Sammlung seiner speziellen Kenntnisse geformt ist«,⁵⁶ sich aus einer Vielzahl heterogener Erinnerungen zusammensetzt, ein Wissen, ohne eigenen Ort, ohne allgemeine Aussage, ein Wissen, das nicht von der Zeit seiner Erwerbung getrennt sei, sich mit der Zeit verändere, sich – präsent nur bei bestimmten Gelegenheiten – in der »blitzartig aufleuchtenden« Erinnerung artikuliere. Taktische Handlungstypen operierten also auf Grundlage des Gedächtnisses.⁵⁷ In der Gelegenheit, die sie ergreifen, konzentrierte sich ein Maximum von (Erfahrungs-) Wissen in einem Minimum an Zeit. Das über eine Dauer erworbene, in sich plastische Erfahrungswissen falle in ihr mit der Konzentration auf einen Augenblick der Wiederholung⁵⁸ zusammen. In die Ordnung des Ortes breche so die Zeit in Form von unsichtbaren Gedächtnisgehalten ein, öffne Zustände dem Tun und führe so zu sichtbaren Wirkungen in der etablierten Ordnung. Taktische Handlungsweisen nutzen gegebene Umstände, indem sie sie auf Basis des (subjektiven, partikularen) Erfahrungswissens als sich eröffnende Gelegenheiten wahrnehmen *können*, die bestimmte Handlungsoptionen erlauben.

⁵⁴ Den Hinweis, Kulturtheorien daraufhin zu überprüfen, ob sie Kultur dynamisch oder statisch konzeptualisieren, verdanke ich Thomas Hengartner.

⁵⁵ Certeau, wie Anm. 16, S. 92.

⁵⁶ Ebd., S. 163.

⁵⁷ Von »Gedächtnis« ist hier ausschließlich in einem subjektiven Sinne die Rede.

⁵⁸ Im Sinne von »etwas wieder hervorbringen«.

Sie *transformieren* damit den *Ort*, in einen *Spiel- und Handlungsraum*.⁵⁹ Es ist diese raumbildende Dimension des Taktischen (und mit ihm das gesamte Erfahrungswissen um Handlungsoptionen), die der panoptischen Wissensbildung entgeht, erschließt sich dem vergleichenden Sehen doch nur die topische Dimension der Handlung (die den Ort definiert), die topologische Dimension der Handlung (die Bewegung ermöglicht), »deren Ergebnis oder deren künftige Möglichkeit« diese topische Dimension ist, verbirgt sich ihm gerade.⁶⁰ Einer Erfassung der (»objektiven«) Regelmäßigkeiten des Handelns entgeht so gerade der (»subjektive«) Möglichkeits- oder Spielraum des Handelns, »lesbar« sind nur die im intersubjektiven Gebrauch als Regelmäßigkeiten verfestigten Formen.

Mehr noch, entgeht ihr systematisch der Verwendungskontext kulturell verfestigter Formen. Es ist nicht nur die der Gegenwart von Umständen inbegriffene Potentialität von (»subjektiven«) Handlungsoptionen, die den Ort verzeitlicht – ihn über die Erinnerung mit Vergangenen verknüpft und über die passende Handlungsgelegenheit in Zukünftiges hinein öffnet, die einer notgedrungen immer nachträglichen, statischen Erfassung von Regelmäßigkeiten entgeht – die diesen Verwendungskontext bestimmt, es ist auch der dem panoptischen Blick unsichtbare Eingriff in die Ordnung des Ortes, der darin besteht, den Ort zu etwas Anderem zu machen, der ihn damit heterogenisiert und auf längere Sicht auch selbst transformieren kann. Obwohl Taktiken auf fremdbestimmtem Feld operierten, nur nehmen, was verwendbar ist, so zwar vom Ort abhängen, unterwerfen sie sich doch nicht dem Gesetz des Ortes.⁶¹ Dies führt Certeau auf die Funktionsweise des Gedächtnisses zurück, dessen Fremdartigkeit »eine Übertretung des Gesetzes des Ortes möglich [macht]«. ⁶² Taktische Handlungsweisen sind untrennbar mit dem Kontext verwoben: Die Gelegenheit werde von äußeren Umständen geliefert, sie werde

⁵⁹ Der »Raum« ist »ein Ort, mit dem man etwas macht«, Ebd., S. 218. Der Gegensatz zwischen »Ort« und »Raum« ließe sich zum einen auf »Objekte, die letztlich auf das *Dasein* von etwas Totem, auf das Gesetz eines »Ortes« reduziert werden könnten«, und zum anderen auf »Handlungen, die – an einem Stein [...] oder an einem menschlichen Wesen vorgenommen – die »Räume« durch die Aktionen von historischen Subjekten abstecken«, zurückführen. Ebd., S. 219. Während so dem Ort die Karte entspreche, die Produkt des *Sehens* ist, das eine Ordnung erkennt und in ein Bild des »es gibt« übersetzt, also einen Wissensstand, *kategorisierbares, systematisierbares Wissen* abbildet, entspreche dem Raum die Route, sei der Weg ein Produkt des *Tuns*, gebe die Wegbeschreibung Handlungsanweisungen (»du wendest dich ...«), übermittelt also Know-how, *praktisches, methodisches Wissen*. Vgl. ebd., S. 225.

⁶⁰ Ebd.; zu den Begriffen »topisch« und »topologisch« vgl. ebd., S. 236.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 78.

⁶² Ebd., S. 168.

ergriffen, nicht geschaffen. Die Erinnerung, die die Umstände als ergreifbare Gelegenheiten wahrnimmt, sei eine vorab durch Umstände geprägte und eine durch aktuelle Umstände ausgelöste. Umstände, die mit ihr spielten, insofern sie die Erinnerung auslösen, aber auch Umstände, mit denen gespielt wird, insofern der Erinnerungsinhalt von ihnen unabhängig ist, ihnen heterogen ist, insofern er dem Gedächtnis entspringe. Jede Erinnerung modifiziert dabei das Gedächtnis selbst, indem das Gedächtnis auf gegebene Umstände sich erinnernd *reagiert*, denn es bewahrt sein Objekt nur als verschwundenes, als ein fragmentarisches Detail, das erst in der Erinnerung wiedergeholt wird, sich mit jeder aktuellen Erinnerung seiner *verändert*, das Gedächtnis in sich beweglich, *plastisch* hält.⁶³ Die Erinnerung werde so vom »Spiel der Alteration«⁶⁴ geregelt, das Gedächtnis wird durch den Anderen geprägt und in der aktuellen Erinnerung durch den Anderen angestoßen. Die ausgelöste Erinnerung transformiere sich in eine singuläre Antwort, zum einen ist sie ein Detail des Gesamtkomplexes von Umständen, in dem sie entsteht, zum anderen ist das erinnerte Detail, auf ein Ganzes des Gedächtnisses bezogen, das ihm fehlt. Als singuläre Antwort sei das Detail so eingelassen in ein Verhältnis der *Metonymie*: Das antwortende Detail *kehrt* im gewissen Sinne die gegebene Situation als Ganze *um*. Die »Kunst« des Erinnerns⁶⁵ sei damit eine metonymische, sie ermögliche »eine Umkehrung, eine Veränderung der Ordnung oder des Ortes, einen Übergang zum Differenten, sie macht aus der Praxis oder aus dem Diskurs eine Metapher.«⁶⁶

Taktische Handlungsweisen *metaphorisieren* eine gegebene Ordnung, weil sie eine Zweideutigkeit in das Gesetz des Ortes einführen, indem sie den Ort zu etwas *ver-wenden*, damit etwas auf Basis des Gedächtnisses *als etwas* (anderes) wahrnehmen und etwas *für etwas* (anderes), nämlich *als eine Gelegenheit zu*, nehmen, mithin eine Bedeutungsübertragung vornehmen, in der eines für das andere genommen wird, und damit eine homogene Ordnung heteroge-

63 Zentrales Charakteristikum des Gedächtnisses sei so seine Beweglichkeit, eine Plastizität, »in dem die Details niemals das sind, was sie sind: weder Objekte, denn als solche verpflichten sie sich; noch Fragmente, denn sie bringen auch den Gesamtkomplex hervor, den sie vergessen; noch Totalitäten, denn sie genügen sich nicht selbst; noch sind sie stabil, da jedes Erinnern sie verändert. Dieser »Raum« eines wandernden Nicht-Ortes [...] bildet wahrscheinlich [...] das Modell einer Kunst des Handelns oder jener »metis«, die – indem sie die Gelegenheiten ergreift – unaufhörlich an den Orten, wo die Mächte sich ausbreiten, die ungewöhnliche Triftigkeit der Zeit erneuert.« Ebd., S. 173.

64 Ebd., S. 171.

65 Ebd., S. 170.

66 Ebd., S. 171.

nisieren, wie eine ›Umwidmung‹ des Ortes durch den Gebrauch seiner zu subjektiv bestimmten Zwecken vornehmen, die in dem ›um zu‹ etwas (Vor-) Gegebenes für etwas, das für den Handelnden Sinn *macht*, nimmt. Indem sie die Ordnung nach ihr heterogenen Zwecksetzungen gebrauchen, kehren sie zugleich ein vermeintliches Verhältnis der Disziplinierung durch eine bestehende Ordnung in ein Verhältnis der Anti-Disziplin um. Es handelt sich so um gebrauchende Aneignungsweisen, die die Logik des gegebenen Ortes transformieren, ihn, weil und dadurch dass sie ihn verwenden, pluralisieren, so seine Homologie in eine *Heterologie* überführen, ausschließende ›Grenzen‹ (die das ›Eigene‹ des Ortes gegen das ›Andere‹ aufrechterhalten) in durchlässige ›Brücken‹ (die das ›Andere‹ des Ortes in ihn einführen) verwandeln.⁶⁷ Weil Taktiken die herrschende Ordnung metaphorisieren, sie sich dadurch auszeichnen, dass sie etwas Gegebenes (A) als etwas anderes, Ähnliches (A'), aber nicht Identisches auf Basis ihres Erfahrungswissens wahrnehmen können, transformieren sie unter einer scheinbaren Simularitätsbeziehung ($A=A'$) das Gegebene und heterogenisieren es damit unterschwellig – d.h. dem Panoptismus, der in der Wiederholung das Identische, nämlich die bloße Regelmäßigkeit (bzw. Zeichenhaftigkeit) ($A=A$) ermittelt, sind diese Metaphorisierungen solange nicht erkennbar, solange sich diese Irregularitäten im transsubjektiven Gebrauch selbst nicht verfestigen (oder eine diakritische Funktion ausbilden)⁶⁸ – als

67 Taktische Handlungsweisen »intervenieren in einem Bereich, der sie auf einer ersten Ebene bestimmten Regeln unterwirft, aber sie ziehen dabei ihren Nutzen aus diesem Bereich auf eine Weise, die anderen Regeln folgt und die so etwas wie eine zweite Ebene bildet, die mit der ersten verflochten ist«. Ebd., S. 78.

68 Mit Bühler erscheint Zeichenhaftigkeit als ein performativ verfestigtes, diakritisches Mal am sinnlich Gegebenen. Das Wiedererkennen eines Zeichens verfährt, indem es das sinnlich Gegebene selektiv wahrnimmt wie apperzeptiv ergänzt, nach dem Prinzip der »abstraktiven Relevanz«, *Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart 1965², S. 28 und S. 40 ff., das auf die diakritische Valenz des Gegebenen, mithin seine funktionale Differenzialität abhebt und im Abheben auf seine relational bestimmte Merkmalsfunktion ein Mehr und ein Weniger desselben wahrnimmt, nämlich nur das, was es zum Zeichen macht. Insofern wahrgenommene Zeichenhaftigkeit zugleich ein Mehr und ein Weniger der tatsächlich vollzogenen Handlungen ist, wird ihre tatsächliche Performanz in der Grammatik der Differenzialität nicht voll erfasst. Etwas als etwas nur in Differenz zu etwas anderem zu erkennen, eröffnet damit zugleich einen performativen Variationsspielraum. Das funktionale Prinzip der abstraktiven Relevanz sorgt so für eine gewisse Stabilität, eröffnet aber zugleich einen Toleranzspielraum, in dem sich Veränderungen etablieren können, die bei zunehmender intersubjektiver Verfestigung schließlich auch das differenzielle System selbst betreffen können. Wenn also die Performanz als funktionale Repräsentation eines Zeichens *erkannt* werden kann, so *repräsentiert* das Zeichen aber *nicht* die Performanz (das im Wiedererkennen konstituierte Repräsentationsverhältnis von Performanz und Zeichenhaftigkeit ist *nicht* umkehrbar).

Formen der Mimikry entgehen sie einer disziplinierenden Überprüfung. Weil Taktiken etwas (einen Ort) für etwas anderes (einen Raum) nehmen, indem sie es nach einem anderen, nämlich nach einem Gebrauchsregister (Route) funktionieren lassen, das für den Handelnden subjektive Handlungsoptionen eröffnet, kontextualisieren sie etwas in einem dem Ort heterogenen, zeitlich bestimmten Verwendungszusammenhang neu, weil sie zugleich etwas für etwas, was subjektiv Sinn macht, verwenden, das in den verwendeten Elementen selbst nicht angelegt ist, sind sie durch das Gesetz des Ortes nicht determinierbar. Der Verwendung ist so durch das anwendende Nutzen einer Ordnung und den aneignenden Nutzen, den jemand ihr abzugewinnen vermag, indem er mit ihr operiert, eine Umkehrung disziplinärer Ordnung inhärent, die anti-disziplinäre Effekte zur Folge hat.

Dissoziierte⁶⁹ Produktionen einer Schriftkultur

Michel Foucault hat als Kennzeichen der Schriftmacht eine panoptische Technologie der Schrift herausgestellt. Michel de Certeau beschreibt diese disziplinierend-produktivistische Machtform der Moderne als Ökonomie der Schrift. Es scheint so angebracht, nach dem Schreiben zu fragen: Was für eine Haltung generiert das Schreiben, erzeugt es eine spezifische Haltung zum ›Objekt?‹

Als Schreiben bezeichnet Certeau in einer Minimaldefinition »die konkrete Aktivität, die darin besteht, in einem eigenen Raum, auf der Seite, einen Text zu konstruieren, der auf die Außenwelt einwirkt, von der er sich zunächst abgesondert hat.«⁷⁰

Die leere Seite grenze erstens einen Produktionsort für das Subjekt ein, der »die Zurückgezogenheit und die Distanz eines Subjekts gegenüber einem Aktivitätsbereich [ermöglicht].«⁷¹ »Also die cartesianische Geste eines Einschnittes, der mit dem Ort der Schrift die Herrschaft (und Isolation) eines Subjektes gegenüber einem *Objekt* erzeugt.«⁷² Es ist die das Schreiben erst ermöglichende autonome Oberfläche, die denjenigen, der sie vor Augen hat, in die Position eines Handlungssubjekts versetzt. Ein der Verfügungsgewalt frei-

⁶⁹ Vgl. zum Begriff der »Dissoziierung« *Konrad Ehlich*: Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit*. Berlin 1996, S. 18–41, hier S. 19.

⁷⁰ *Certeau*, wie Anm. 16, S. 245.

⁷¹ Ebd., S. 246.

⁷² Ebd.

gegebener, von der Außenwelt und den Stimmen abgegrenzter, distanzierter Ort, der einen Bruch mit der Welt etabliert, den Schreibenden subjektiviert. Eine autonome Oberfläche, die »unter das Auge des Subjektes geschoben« wird.⁷³ Der Ort der Schrift, der wie eine Barriere *zwischen* das Subjekt und die Welt tritt, eine *betrachtende* Distanz zur Welt erzeuge (wie eine Glasscheibe, die das Innen vom Außen trennt und es in der Spiegelung und Durchsicht zugleich sichtbar macht) – »eine Enteignung der Hand zugunsten eines größeren Schweifens der Augen«. ⁷⁴

An diesem Ort werde dann zweitens ein Text (lat.: *textus* ›Text‹ eigtl. ›Gewebe‹; zu lat.: ›textere‹, ›weben‹, das mit gr.: ›téchné‹ verwandt ist) gebaut, indem »[s]prachliche Versatzstücke und Stoffe [...] nach klar festgelegten Regeln behandelt und aufgebaut (fabrikmäßig verarbeitet, könnte man sagen) [werden]. Eine Reihe von deutlich gegliederten Operationen (gestischen und geistigen) – schreiben ist buchstäblich das – steckt auf der Seite Linien ab, die Wörter, Sätze und schließlich ein System bilden.«⁷⁵ Eine regulierte, motorische Bewegung der Hand, die eine Linie des sukzessiven Nacheinanders von Zeichen und Graphemen erzeugt, die sich ins Infinite fortsetzen könnte, wird mit einer mentalen ›Fortbewegung‹ kombiniert, die darin besteht, Wörter auf Wörter nach bestimmten grammatikalischen, orthographischen Regeln zu Sätzen zusammenzubauen, einer Linie, der eine Aufforderung zum Weitergehen (Wort für Wort) implizit sei – »ein Befehl zur Loslösung, der dazu zwingt, eine abstrakte Herrschaft des Auges über den Raum damit zu bezahlen, dass man jeden eigenen Ort verlässt und nirgends mehr Fuß fassen kann.«⁷⁶

Das Schreiben – drittens – erzeuge auf der leeren Seite zwar das »Artefakt einer anderen ›Welt‹«, ⁷⁷ aber das Schreiben hat »den ›Sinn‹, auf die Realität einzuwirken, von der es abgetrennt worden ist, *um sie zu verändern*«, es »spielt mit seiner Exteriorität.«⁷⁸ Das säkularisierte, moderne Verhältnis zur Schrift kennzeichnet im Verhältnis zu dieser Exteriorität nach Certeau eine Ambivalenz:

Zum einen konstituiere sich ein heterologisches, literarisches Schriftverständnis, das Schrift von der Mündlichkeit her als Mangel, als Verlust der

73 Ebd.

74 Ebd., S. 210 f.

75 Ebd., S. 246.

76 Ebd., S. 211.

77 Ebd., S. 246.

78 Ebd., S. 247.

Stimme (des Anderen) begreift – »eine unmögliche Entsprechung von Präsenz und Zeichen«.79 Es ist die Abwesenheit des Gesprochenen, die als Voraussetzung der Schrift, der Schrift doch mangelt.80 Als Umsetzung gesprochener Sprache ist es aber zugleich die Abwesenheit des Lesers, für den das Geschriebene bestimmt ist, die – ist das Sprechen doch eben aufgrund dieser Abwesenheit des Hörers nicht möglich – zum Schreiben nötig, eine fehlende Präsenz des Anderen, die das Schreiben motiviert, auf die das Schreiben ausgerichtet sei, die das Schreiben nicht einholen könne, erfülle es sich doch niemals in einer Antwort.81 Die Schrift »verknüpft sich mit einer Exteriorität, die sich ihr entzieht«.82

Zum anderen konstituiere sich ein homologisches, ökonomisches Schriftverständnis, das das Schreiben von der Produktivität, Akkumulation und Aneignung bzw. Einverleibung des Anderen her konzipiert: »Das Laboratorium der Schrift« nehme eine industrielle Umformung vor: »was hereinkommt, ist etwas ›Übernommenes‹, und was herauskommt, ist ein ›Produkt‹.«83 Das Übernommene sei Anzeichen für die Passivität des Subjekts gegenüber einer Tradition, das Herauskommende kennzeichne hingegen eine Fähigkeit und Macht zur Herstellung. Das »Schreib-Unternehmen« bearbeitet und konserviert von der Außenwelt Empfangenes, etwa indem gesammelt, eingeordnet und somit verändert wird, und »erschafft Instrumente zur Aneignung des äußeren Raums«, insofern die erarbeiteten Regeln und Modelle eine gestaltende Einwirkung auf die Umwelt erlauben.84

Wenn sich auch heterologische Schriftkonzepte und -praktiken halten, ist es, so Certeau, diese Ökonomisierung der Schrift, die in der Moderne gesell-

79 Ebd., S. 342.

80 »Die Schrift wiederholt diesen Mangel mit jedem ihrer Graphen, den Relikten eines Ganges durch die Sprache. Sie buchstabiert eine Abwesenheit, die ihre Voraussetzung und ihre Bestimmung ist.« Ebd.

81 »Als praktischer Umgang mit dem Verlust des Sprechens hat die Schrift nur außerhalb ihrer selbst einen Sinn, an einem anderen Platz, nämlich dem des Lesers, den sie als ihre eigene Notwendigkeit produziert, indem sie sich selber in die Richtung jener Präsenz bewegt, die sie niemals erreichen wird. Sie bewegt sich zu einem Sprechen hin, das ihr niemals gegeben sein wird und das eben deshalb die Bewegung hervorruft, unendlich mit einer abgelösten, absoluten Antwort verbunden zu sein, mit der Antwort des Anderen. Aus diesem Verlust entsteht das Schreiben.« Ebd., S. 343.

82 Ebd., S. 342.

83 Ebd., S. 247.

84 Ebd. »Dieses Unternehmen lagert ein, was es sich ausgesucht hat, und verschafft sich die Mittel zu einer Expansion. Indem es die Macht zur *Akkumulation* des Vergangenen und zur *Anpassung* der Alterität des Universums an seine Modelle vereint, ist es kapitalistisch und eroberungslustig.« Ebd.

schaftliche Wirkmächtigkeit entfaltet.⁸⁵ Schreiben sei in unserer modernen abendländischen Schriftkultur zu einer gesellschaftlichen Praktik geworden, die die Gesellschaft symbolisch artikuliere: Der Ursprung dieses Mythos liege »in der vielgestaltigen und dahinplätschernden Aktivität, Texte zu produzieren, oder die Gesellschaft als Text zu produzieren. Der ›Fortschritt‹ hat den Charakter der Schrift.«⁸⁶ Schreiben werde mit Produktivität schlechthin verbunden, entfaltet als disziplinäre Schriftmacht gesellschaftliche Wirksamkeit, wird Instrument, Modell und Sinnbild für die Reglementierung einer ›aufklärungsbedürftigen‹ Gesellschaft. Es wird durch sein Produkt, die Textualität bestimmt: Es gilt eine buchstäbliche Ordnung zu produzieren, die sich in der Gesellschaft repräsentieren soll. Die kulturelle Formung von Wissen (Erkenntnis) und Macht (Wille) werden, so lässt sich auf Grundlage Certeaus diese ›Schriftmacht‹ fassen, vom Dispositiv der Schriftlichkeit bestimmt.⁸⁷

85 Wenn Certeau eher davon auszugehen scheint, dass die Säkularisation ein verändertes Verhältnis zur nicht mehr göttlich motivierten Stimme und damit zur Schrift nach sich zog, vermute ich mit Ong, das es eher die Technologie des Druckes war, die mithilfe verbreiteter Veröffentlichungs- und Verteilungsmöglichkeiten in Europa zu einer Säkularisierung der Gesellschaft wie zu einer Ökonomisierung der Schrift geführt hat. Vorweggenommen hat der Druck, so Ong, die für die industrielle Produktion grundlegende Technik der Montage identischer Endprodukte aus Einzelteilen. Vgl. *Walter J. Ong: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes.* Opladen 1987, hier S. 119. Die Produktionsverhältnisse des Druckes führten langfristig zur Herausbildung von Eigentümerrechten an Texten. Vgl. ebd., S. 131. Der Druck erlaubt ein Leise-Lesen, und mit dieser veränderten Lesepraxis ein verändertes Verständnis des Lesens selbst, das in der Folge eher als visuelle und nicht mehr auditive Tätigkeit konzeptionalisiert wird. Vgl. ebd., 121 f. Dass man hier allerdings nicht vorschnell monokausalistisch vom Druck her denken darf, sondern den kulturellen Kontext, in dem er eingelassen ist, wie die kulturelle Dimension seines Gebrauchs berücksichtigen muss, darauf weist Raible hin, indem er unterstreicht, dass zum einen bereits um 1200 die Textgestaltung in Ausrichtung auf den Leser grundlegende Veränderungen erfährt (wie die Einführung des Wortzwischenraumes), so dass es schon vor der Erfindung des Druckes zum Leiselesen kommt. Zum anderen offenbare der Vergleich mit China, dass der europäische Humanismus oder Protestantismus nicht allein auf die Erfindung des Druckes zurückzuführen sind, zeitigt die Erfindung des Druckes in China doch keine ähnlichen Konsequenzen. Vgl. *Wolfgang Raible: Orality and Literacy.* In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit.* Berlin 1994, S. 1–17, hier S. 7 f.

86 *Certeau*, wie Anm. 16, S. 245. Als gesprochenes Wort werde demgemäß das bezeichnet, von dem sich eine legitime (wissenschaftliche, politische, schulische etc.) Praktik unterscheiden muss: »oral‹ ist das, was nicht am Fortschritt mitarbeitet; »geschrieben‹ ist dagegen das, was sich von der magischen Welt der Stimmen und der Tradition unterscheidet.« Ebd. Die Hegemonie der Schrift artikuliert sich in diesem Differenzdiskurs, etabliert ihre Ökonomie, in der das ›Mündliche‹ ein bearbeitbarer ›Rest‹ darstellt, der sich dennoch – so Certeau – als das Andere der Ökonomie in sie ›einfädelt‹. Ebd., S. 243.

87 Die Macht der Schrift ist nicht nur eine des organisatorischen Verfahrens der Fixierung, der Dokumentation (und Distribution), es ist die Macht eines Dispositivs, das Wahrnehmungs-, Handlungsweisen und Wissen formt. Der Gegenstand des Wissens ändert sich, die Verknüpfung von Wissen und Macht stellt sich anders dar.

Erkenntnis formt sich nach der Matrix einer ›buchstäblichen Ordnung‹ als »Intextuation«, der Wille ›schreibt‹ sich, (angeblich) ohne auf maßgeblichen Widerstand zu treffen, auf die Körper einer Gesellschaft ein, die als ›leere Seite‹ erscheinen – eine »Inkarnation« der ›Vernunft‹, ein strategischer Akt, der der Fiktion unterliegt, die Gesellschaft sei bloßes Objekt eines von ihr unabhängigen Willens.⁸⁸ Es geht darum, die Gesellschaft ›als Text‹ zu produzieren, eine Ordnung zu produzieren, um sie auf die Körper zu »schreiben«,⁸⁹ richtiger: zu ›drucken‹.⁹⁰

Disziplinarmaßnahmen wie subjektives Anerkennungsbedürfnis⁹¹ arbeiten gemeinsam daran, dass aus der panoptischen Fiktion des Gesetzes der Regel eine ›textuelle‹ Wirklichkeit wird, in der sich das Gesetz repräsentiert: Die symbolische Ordnung der Gesellschaft ist so an dem Verhalten ›ablesbar‹, sie repräsentiert sich in ihren Individuen und ihren Handlungen. Die »Schreibmaschine des GESETZES«⁹² erzeugt so die Grammatik des Realen – d. i. die Repräsentativität des Körpers oder des Verhaltens hinsichtlich einer gesellschaftlichen Norm, die sich in ihm *wieder erkennen* lässt (dabei ist das Verhältnis nicht umkehrbar, die Norm repräsentiert nicht den Körper, das Zeichen nicht die Performanz).⁹³ Insofern die Körper oder das Verhalten so *auch* für etwas anderes, nämlich für eine enkorporierte gesellschaftliche Norm stehen, käme ihnen *auch Zeichencharakter* zu.

Dieser Ideologie der aufklärerisch-erzieherischen Information setzt Certeau das Lesen entgegen, das als taktische Handlungsweise im Umgang mit

88 »Diese Schriften führen zwei komplementäre Operationen aus: einerseits werden durch sie lebendige Wesen ›zu Text gemacht‹, in Bedeutungsträger der Regeln verwandelt (das ist eine Intextuation), und andererseits erlebt die Vernunft oder der *Logos* einer Gesellschaft seine ›Fleischwerdung‹ (das ist eine Inkarnation)«. Ebd., S. 254.

89 Ebd., S. 261.

90 Im Druck wird gleichsam eine disziplinäre Ordnung vorexerziert: die Beherrschbarkeit der chirographischen Varianz des Buchstabens durch die Type, die Beherrschbarkeit der Seite durch die räumliche Ordnung des Satzes, die Beherrschbarkeit der Wiederholung des Geschriebenen durch die Prägung von gleichen Kopien durch einen Satz im Druck. Mehr noch als ein Einschreiben ist es so das Bild der Prägung – insgesamt ein Verfahren der Regulierung –, das seine Wirkmächtigkeit im aufklärerisch-disziplinären Modell gesellschaftlichen Veränderungswillens findet.

91 Das Verhältnis von Schrift und Körper sei, so Certeau, ein *ambivalentes*: Der Schmerz, durch das Gesetz der Gruppe ›geschrieben‹, zu einem Beweis für die Regel gemacht worden zu sein (Unterwerfung), geht mit der Lust einher, anerkannt zu werden, zum ›Zeichen‹ zu werden, ob des identifizierbaren, im Sinne einer Norm ›lesbaren Wortes‹, das man geworden ist, eine Identität anzunehmen (Ermächtigung). Vgl. ebd., S. 268/269.

92 Ebd., S. 257. Certeau weist auf die Bedeutung der Werkzeuge hin, die die Differenz zwischen Schrift und Materie konstituieren und aufrechterhalten. Vgl. Ebd., S. 262 ff.

93 Vgl. hierzu Anm. 68 dieses Textes.

der Ordnung des Textes eine eigene Produktivität entfaltet: Certeau unterscheidet beim Lesen, obschon beide Tätigkeiten ineinander spielen, das Entziffern von Buchstaben, einem skriptualen Akt, vom Lesen der Bedeutung, einem lexischen Akt. Während der *skriptuale Akt* der Ordnung des Textes folgt, die Zeichenformen und ihren Platz in der Satzstruktur erkennt, der Leser sich hier (immer wieder) durch die Schrift disziplinieren lässt, wird der *lexische Akt* durch dem Text externe und ihm heterogene, kontextuelle und situationelle Erwartungen des Lesers, durch semantische Fragestrategien bedingt, die der Mündlichkeit entstammen. Lesen beginnt mit einer spezifisch situationellen, subjektiven Erwartung des Lesers an den Text, eine Erwartung, die durch das Gelesene bestätigt, modifiziert, revidiert und im Fortgang der Lektüre jeweils neu erschaffen und modifiziert wird. Auch wenn diese subjektiv geprägten Bedeutungserwartungen durch das Geschriebene fortgehend modifiziert werden, entspringt die ›intentionale‹ oder antizipierende Erwartungshaltung den momentanen Bedürfnissen des Lesers wie seinem erworbenen Sprachgedächtnis, verdankt sie sich der Erinnerungen an dem Text heterogene Sprachverwendungen, die die skriptuale Verkettung der symbolischen Ordnung des Textes eher *imaginativ durchkreuzen*, denn dass sie von ihr *repräsentativ geprägt* werden. Die Lektüre wird so durch den Text nicht determiniert, der Leser »erfindet in den Texten etwas anderes als das, was ihre ›Intention‹ war. Er löst sie von ihrem [...] Ursprung [...] kombiniert ihre Fragmente und schafft in dem Raum, der durch ihr Vermögen, eine unendliche Vielzahl an Bedeutungen zu ermöglichen, gebildet wird, Un-Gewußtes.«⁹⁴

Certeau geht damit davon aus, dass im Schreiben und Lesen *zwei unabhängig voneinander* agierende Produktionen statthaben. Der eine kommunikative Akt operiert *strategisch*, indem er einen *Text*, eine buchstäbliche Ordnung (eine *Verkettung*) und nicht mehr produziert, der andere *taktisch*, indem er einen *Sinn*, einen imaginären Raum aus dem Text produziert (eine *Verknüpfung*), indem er mit subjektiven Erwartungen an den Text herangeht, mündlich geprägte, subjektiv verankerte Bedeutungen an die skriptuale Ordnung heranträgt.⁹⁵ Im strengen Sinne lässt sich mit Certeau also nicht von *einer* ›Kommunikation‹ (lat. *communico*: ›gemeinsam machen‹, ›vereinigen‹; ›teilnehmen lassen‹, ›teilen‹; ›sich besprechen‹, ›mitteilen‹) reden, es ist einzig die buchstäbliche Ordnung, die als Resultat der strategischen Produktion und

⁹⁴ Certeau, wie Anm. 16, S. 300.

⁹⁵ ›Die Arbeit am Code, die an den Signifikanten vorgenommen wird, bildet den Sinn, der somit nicht durch eine Ablagerung im Text, durch eine ›Intention‹ oder durch eine Tätigkeit des Autors definiert wird.« Ebd., S. 302.

als Material der skriptualen Lektüre geteilt wird, sie vermittelt aber allein keinen Sinn, wird hier nämlich keine Bedeutung übermittelt – es handelt sich eher um ein Wechselspiel, ein Ineinandergreifen zweier Handlungstypen differenter Logik. Ein Wechselspiel, bei dem die eine Handlung im Wunsch nach einer Einwirkung auf das Reale begriffen auf eine unerreichbare Antwort hin ausgerichtet produziert, die andere Handlung das angefallene Produkt buchstäblicher Ordnung im eigenen Sinne verwendet. Die strategische Artikulation des Schreibens wird von der Sinnproduktion des Lesens, dem lexischen Akt einer Imagination durchkreuzt, auch wenn das Lesen dem Text im skriptualen Akt folgt, die Vorstellung vom entzifferten Text fortlaufend bearbeitet wird. Nicht zuletzt sei es auch die Technik des Leise-Lesens gewesen, die die Unabhängigkeit des Körpers vom Text, dem nicht mehr die eigene Stimme verliehen werden muss, vergrößert hat.⁹⁶ Eine buchstäbliche Ordnung, die sich der Äußerung des Lesers nicht mehr bemächtigt, sondern sich vor seinem überschauenden Auge als vergegenständlichte preisgibt. So schlägt auch diese vermeintliche Objektivierung durch die disziplinierende Schriftordnung in eine Subjektivierung des Lesers um.

Der Vorstellung einer Kultur als Text ist so entgegenzuhalten, dass das ›Gesetz‹ sich nicht in die Körper ›einschreibt‹, denn diese sind kein bloß prägbares Material, keine ›leere Seite‹ ohne bemerkenswerten Widerstand. Die gesellschaftliche ›Informationsmacht‹ wird durchkreuzt von subjektiven Aneignungsformen, die die Ordnung, in der sich ihnen bietenden Gelegenheit in ihrem Sinne gebrauchen. Der schriftspezifische Blick auf Textualitäten (Handlung als Text) erweist sich so (nur) als partiell motiviert: Der panoptisch-vergleichende Blick vermag die strategisch gebildeten ›Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens‹ (Verfestigungen), ihre disziplinierenden und anhäufenden Effekte zu eröffnen und erlaubt auf dieser Grundlage die Frage nach den gesellschaftlichen Instrumenten oder Werkzeugen zu ihrer jeweiligen Durchsetzung zu stellen. Diese Frage bleibt aber ›gewissermaßen ohne Punkt‹, bezieht man nicht die subjektive Dimension der Lektüre ein, klärt

⁹⁶ »Dieser Rückzug des Körpers, der eine Voraussetzung für seine Autonomie ist, bedeutet eine Distanzierung des Textes. Er ist der *habeas corpus* des Lesers. [...] Die Lektüre befreit sich von dem Boden, auf dem sie gewachsen ist. Sie löst sich von ihm ab. Die Selbständigkeit des Auges beendet die Komplizenschaft von Körper und Text; sie koppelt den Text vom Ort der Schrift ab; sie macht aus dem Geschriebenen einen Gegenstand und vergrößert die Bewegungsmöglichkeiten des Subjekts. [...] Von den Orten befreit, ist der lesende Körper in seinen Bewegungen viel freier. Er verkörpert so die Möglichkeit jedes Subjektes, den Text durch die Lektüre umzuformen und ihn zu ›überspringen‹, so wie man Stufen überspringt.« Ebd., S. 310.

man nicht auch die Frage nach den subjektiven Motivationen zur Affirmation der gegebenen symbolischen Ordnung und ihrer subjektiven Glaubwürdigkeit. Fragen nach der Wirkmächtigkeit von gesellschaftlichen Normen, nach gesellschaftlichen Wir-Konstruktionen mithilfe von Normalitätsdiskursen. Die Frage nach der ›Lektüre‹ beinhaltet aber noch mehr die Frage nach dem subjektiven Umgang mit einer gesellschaftlichen Ordnung, sie eröffnet die Perspektive auf den Raum des Taktischen und damit auf antidisziplinäre und aneignende Effekte von Gebrauchsweisen (Verflüchtigungen). Anders als die buchstäbliche Ordnung des Textes bleibt die Lektüre in der antizipierenden Bedeutungskonstitution an die Mündlichkeit gebunden, deren Handlungsdimension zentral subjektiv bestimmt wird durch *Bedürfnis* und *Gelegenheit*⁹⁷. Insofern die Bedeutung eines Textes also nicht aus seiner Buchstäblichkeit eruierbar ist, sondern sich erst im lexischen Akt der Lektüre bildet, der Sinn eines Textes gewissermaßen erst von jemandem herausgelesen werden muss, sind hier die Grenzen eines textualistischen *Objektivismus* angezeigt. Die Frage nach der Regelgeleitetheit alltäglicher Handlungen lässt sich zudem im Rahmen einer strukturalistisch orientierten Textualität nicht zufriedenstellend beantworten, die panoptische Wissensgenerierung kann nur die statistische Regelmäßigkeit des Verhaltens, eine anhand der Wiederholung gebildete Norm und ihre Abweichung erkennen – strategische Distanz erlaubt ein Know-that, aber kein Know-how. Was einen zum Handeln (zum Sprechen) bringt, vermag der Strukturalismus nicht anders als über einen ›objektivistischen Fehlschluss‹,⁹⁸ der die Handlungs- oder Sprachstruktur oder ein in einer virtuellen

97 Vgl. *Bühler*, wie Anm. 68, S. 56. Anhand Certeaus wurde schon ausgeführt, dass Taktiken eine günstige Gelegenheit wahrnehmen. Anhand Lacans wird im Folgenden noch weiter ausgeführt werden, inwiefern das Bedürfnis sich als Begehren im Anspruch symbolisch artikulieren muss.

98 Der objektivistische Fehlschluss besteht darin, von der beobachtbaren Regel als Regelmäßigkeit, die die Realität beschreibt, unzulässigerweise zu einer Regel überzugehen, die das Verhalten steuert. Einer Fehlwahrnehmung von Regeln als Erzeugungsgesetz, deren Konsequenz eine verdinglichte Wahrnehmung der Praxis ist, die die ›subjektive‹ Dimension der Praktiken gerade ausblendet. Zentral für diese Art Operationen des Übergangs vom Modell zur Realität sei, so Bourdieu zu Recht, ein unscharf gefasster Begriff der Regel: »[D]er Begriff der *Regel*, mit dem beliebig die immanente Regelmäßigkeit der Praxis [...], das von der Wissenschaft zu ihrer Erklärung konstruierte *Modell* oder die von den Handelnden bewusst eingesetzte und eingehaltene *Norm* bezeichnet werden kann,« ermöglicht »sich gegenseitig ausschließende Theorien des Handelns fiktiv miteinander in Einklang zu bringen.« *Bourdieu*, wie Anm. 10, S. 71 f. »Von der Regelmäßigkeit [...] und der Formel zu ihrer Erklärung zum bewusst erlassenen und eingehaltenen *Reglement* überzugehen oder zur *unbewussten Regulierung* [...], das sind die beiden üblichsten Formen des schleichenden Übergangs vom Modell der Realität zur Realität des Modells.« Ebd., S. 75. Im ersten Fall unterstelle man das Handeln ganz einem Urteilen, das sich nach erkannten, anerkannten und artikulierbaren Regeln entscheidet, indem man so tut, »als liege den Praktiken eine bewusste Einhaltung erarbeiteter oder gebilligter Regeln zugrunde,«

Kompetenz⁹⁹ verankertes universelles Regelwerk zum Erzeugungsmechanismus macht,¹⁰⁰ zu erklären, wird nicht das Unbewusste herangezogen. Verdeckt bleibt so das subjektive (Spiel-) Regelwissen, das als Wissen um Gebrauchsweisen von etwas, das als Wissen um die Wirksamkeitsbedingungen, die Angemessenheit und den Spielraum von Handlungsweisen Handlungsoptionen eröffnet.

Doppelaspekt von Sprech-Handlungen: Äußerung und Aussage

Die mit der Moderne in einem langwierigen Prozess allmählich einsetzende Literalisierung der europäischen Kultur¹⁰¹ ist nicht ohne Auswirkungen auf das

im zweiten Fall, in dem davon ausgegangen wird, dass die Praktiken durch dem Handelnden unbewusste Regeln gesteuert werden, tue man so, »als habe die Handlung das theoretische Modell zur Grundlage (wenn nicht zum Zweck), das man zu ihrer Erklärung konstruieren muss«, ebd., S. 75, indem man »ein als mechanische[n] Zweckoperator definiertes Unbewusstes zugrunde legt«. Ebd., S. 76. Das Unbewusste fungiere als *deus ex machina*, der es erlaube von »vernünftigen und offenbar gewollten Hervorbringungen ohne Hervorbringer« zu sprechen, und damit »die Zwecke der Geschichte [...] in die Mysterien einer Natur hineinzuverlegen«, eine Operation, die es der strukturalen Anthropologie, so Bourdieu, ermögliche »als natürliche Sozialwissenschaft und als wissenschaftliche Metaphysik der Natur aufzutreten«. Ebd., S. 76 f.

⁹⁹ Vgl. *Sybille Krämer*: Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M. 2002, S. 323–346, hier S. 326 ff.

¹⁰⁰ Das Konzept der Grammatikalität changiert genau zwischen einer beobachtbaren immanenten Regelmäßigkeit der Praxis, einem von der Wissenschaft konstruierten Erklärungsmodell, sowie einer von den Handelnden eingesetzten und eingehaltenen Norm. Der objektivistische Fehlschluss bestünde hier darin, die Grammatik (als vermeintlich universelles Regelsystem) zum Erzeugungsmechanismus von Handlungen wie dem Sprechen oder von Sinn zu machen. Vgl. *Bourdieu*, wie Anm. 10, S. 59 ff.

¹⁰¹ Eine Veränderung der Kultur, nicht nur der Sprache, denn Schreiben und Lesen werden, einmal erlernt, internalisiert und verändern das Bewusstsein. Schreiben ist »eine tief interiorisierte Technologie«. *Ong*, wie Anm. 85, S. 86. Der Schreiberwerb prägt unsere Denkprozesse so nachhaltig, dass man, so Ong, fortan von einem »literalisierten Bewusstsein« sprechen muss. Ebd., S. 81. Schriftlichkeit kommt die Macht eines *Dispositiv*s zu, das Wahrnehmungs-, Handlungsweisen und Wissen formt. Der Gegenstand des Wissens ändert sich, die Verknüpfung von Wissen und Macht stellt sich anders dar. Vgl. *Foucault*, wie Anm. 22, 172 ff. Schriftlichkeit verändert Kultur – die Literalisierung verändert Sprache und Kommunikationsstrukturen wie auch Sprachkonzepte. Vgl. *Ong*, wie Anm. 85, und *Krämer*, wie Anm. 99, S. 323–346, aber auch das Verhältnis zu uns selbst, zur Geschichte, vgl. *Hans-Georg Gadamer*: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1990⁶, S. 385 ff, und *Michel Certeau*: *Das Schreiben der Geschichte*. Frankfurt a.M. 1991, und das Verhältnis zur Wahrheit einer Aussage oder dem Wert, der ihr beigemessen wird, also zu dem, was als glaubwürdig oder gehaltvoll erachtet wird, vgl. *Foucault*, wie Anm. 18, und *Certeau*, wie Anm. 16, schließlich bildet Schriftlichkeit ihr genuine Handlungstechniken, Institutionen und (Rechts-) Normen aus. Vgl. ebd., wie *Michel Foucault*: Was ist ein Autor? In: *Ders.: Schriften zur Literatur*. Frankfurt a.M., S. 7–31. Praktiken und Normen, die prädiskursiv an Kultur mitwirken, sie unter Umständen hegemonial prägen und sich diskursiv-konzeptionell in Differenzdiskursen niederschlagen können. Vgl. *Certeau*, wie Anm. 16.

Mündliche geblieben. Schrift bearbeitet Mündliches, wenn auch das Mündliche in einer Schriftkultur nicht jegliche Funktion und jeglichen (Handlungs-) Sinn verloren hat, veränderte mündliche Sprachgepflogenheiten durchaus Eingang in das Schriftliche finden. Eine Dichotomisierung beider erscheint deshalb problematisch, kann diese doch das komplexe Verhältnis von jeweils voneinander unabhängigen Entwicklungen und von jeweiligen Übergängen vom Mündlichen ins Schriftliche wie vom Schriftlichen ins Mündliche nur begrenzt erfassen. Geht man hingegen von einem Interdependenzverhältnis aus, so müssten sich an der Elementarform des Sprechens, der Sprechhandlung ›Spuren‹ des Mündlichen wie des Schriftlichen auffinden lassen. Wenn der epistemologische Bruch im Dispositiv der Schrift verankert ist, und nicht nur in der Praxis des Schreibens, so müsste er sich auch in theoretischen Konzeptionalisierungen des Ineinandergreifens von Sprechen und Hören wiederfinden lassen.

Die moderne Hegemonie der Schrift-Ökonomie findet auf eine sie konterkarierende Weise Eingang in postmoderne Sprachkonzepte: So macht Certeau zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den »Junggesellenmaschinen«¹⁰² Anzeichen eines »Anti-Mythos«¹⁰³ der Schrift-Ökonomie aus: Das repräsentative Denken der Sprache wird konterkariert, indem Sprache als selbstbezügliche, sich selbstbewegende Maschinerie (einer differenziellen Verweisung) konzeptionalisiert wird, deren Verknüpfung mit der Welt als von ihr erzeugte Trugbilder (= Repräsentationen) an den Grenzen der Sprache erscheinen. In dieser vom Dispositiv der Schrift bestimmten, ›theoretischen Fiktion‹ der Sprache werde Sprache (= Schrift) als selbstbezügliches, sich selbstbewegendes Spiel geschichtslos, fiktional; ›begraben‹ wird die Idee einer möglichen Kommunikation, die als bloße Verlockung (als eine Projektionsfläche des Begehrens) erscheint, »die die Transparenz des Glases« als Spiegel (einer optischen Täuschung der Vermischung mit Davorliegendem) wie Fenster (einer optischen Täuschung der Vermischung mit Dahinterliegendem) verspricht.¹⁰⁴ Sprache (= Schrift) produziert und verausgabt sich in dem Begehren eines ihr unerreichbar abwesenden Anderen.¹⁰⁵

¹⁰² Ebd., S. 270. Der Begriff des ›Junggesellen‹ soll hier auf die Unmöglichkeit einer Kommunikation, auf die Unmöglichkeit einer Vereinigung von Sprecher und Hörer in *einem* sprachlich übermittelten Sinn verweisen.

¹⁰³ Ebd., S. 274.

¹⁰⁴ Ebd., S. 270 f.

¹⁰⁵ ›Sicherlich ist nur eine Erotik, das Begehren des abwesenden Anderen, dazu in der Lage, den Produktionsapparat in Gang zu setzen, aber sie ist auf etwas gerichtet, das niemals da sein wird und das den Blick des Betrachters lästig macht, der von seinem Double, welches

Schrift (Sprache), in der der Andere unmöglich Eingang findet, ist ihren Mechanismen ausgeliefert. Das ›Reale‹ findet weder Eingang in noch Ausgang aus dem Text, wird nicht mehr bearbeitet. Diese ›theoretischen Fiktionen‹ der Schrift (Sprache) entblößen den modernen Mythos der produzierenden Vernunft, stellen die Hauptbestandteile der erobernden Schrift bloß: »... die leere Seite ist nur eine Glasscheibe, wo die Vorstellung von dem angezogen wird, was sie ausschloss; der in sich abgeschlossene, geschriebene Text verliert seinen Bezugsrahmen, der ihn autorisierte; die expansive ›Nützlichkeit‹ verwandelt sich in die ›unfruchtbare Nutzlosigkeit‹ [...]. Die Schrift ist hier ›Einschreibungs-Insel‹, *Locus Solus*, ›Strafkolonie‹ – eine Traumarbeit, die mit dem Unmöglichen dessen beschäftigt ist, worüber sie ›zu sprechen‹ glaubt.«¹⁰⁶ Certeau spielt diesen Gedanken der Textualität von Sprache anhand des Bildes vom ›Waggon‹ durch: Reisende der Sprache in einem von der Schrift (der differenziellen Verweisung) angetriebenen *Locus Solus*. Die »Maschine« als »erster Beweger«, »von dem alles Handeln ausgeht«,¹⁰⁷ geht damit auch den sie sprechenden Subjekten voraus, sie erscheinen als Reisende, gar scheinbar Gefangene der Sprache. Sprache erscheint als Agens wodurch das Subjekt spricht und gesprochen wird. Sie erscheint unter dem Paradigma der Schrift als leere Seite (›Waggon‹) auf der sich Welt und Ich als Spiegelglas- und Fensterglasverhältnis in einer imaginären Projektionsfläche, einer Fiktion vermischen und in einer infiniten Linie (›Schiene‹) der Differenzialität von Signifikanten eingeschrieben werden. Fensterglas oder Spiegelglas ermöglichen es zu sehen, während die Linie eine Durchquerung ermöglicht, eine Artikulation in differenziellen Signifikantenketten als metonymische Relation in praesentia, bei der ein Signifikant seine syntagmatische Bedeutung im Fortschreiten der Kette durch einen nachfolgenden Signifikanten erhält (Wort für Wort), der eine parallele, absente Linie von Signifikanten unterworfen zu sein scheint, eine parallele Linie der metaphorischen Relation, in der der präsente Signifikant in absentia paradigmatisch mit anderen Signifikanten verknüpft ist (ein

sich inmitten der vom Glas-Spiegel angebotenen/zurückgewiesenen Dinge bewegt, ergriffen wird. [...] Diese Tragi-Komödien oder Mythenfragmente verdeutlichen die Unmöglichkeit einer Kommunikation, deren Versprechen und Phantasma die Sprache ist. [...] Den sich Begehrenden bleibt nichts anderes übrig, als die Sprache zu lieben, die an die Stelle ihrer Kommunikation tritt. Und somit handelt es sich um ein Sprachmodell, das von einer Maschine geliefert wird, welche (wie jede Aussage) aus differenzierten und miteinander kombinierten Teilen besteht und durch das Spiel ihrer Mechanismen die Logik eines zölibatären Narzissmus entwickelt.« Ebd., S. 272 f.

¹⁰⁶ Ebd., S. 274.

¹⁰⁷ Ebd., S. 212.

Wort für ein anderes).¹⁰⁸ Die Welt der Betrachtung (Imaginäres) ist von der Welt der Artikulation (Symbolisches) getrennt und doch ergänzen sie sich, können sie nicht von einander gelöst werden. Das Imaginäre durchkreuzt die artikulatorische Verkettung:

»Die Fensterscheibe macht es möglich *zu sehen*, und die Schiene ermöglicht eine *Durchquerung*. Das sind die beiden komplementären Modi der Trennung. Der eine erzeugt die Distanz des Betrachters [...] – eine Enteignung der Hand zugunsten eines größeren Schweifens der Augen. Der andere zieht eine unendliche Linie, ist eine Aufforderung zum Weitergehen; das ist die Ordnung des Schreibens, zwar nur mit einer einzigen Linie, aber ohne Ende [...] ein Befehl zur Loslösung, der dazu zwingt die abstrakte Herrschaft des Auges über den Raum damit zu bezahlen, dass man jeden eigenen Ort verlässt und nirgends mehr Fuß fassen kann.«¹⁰⁹

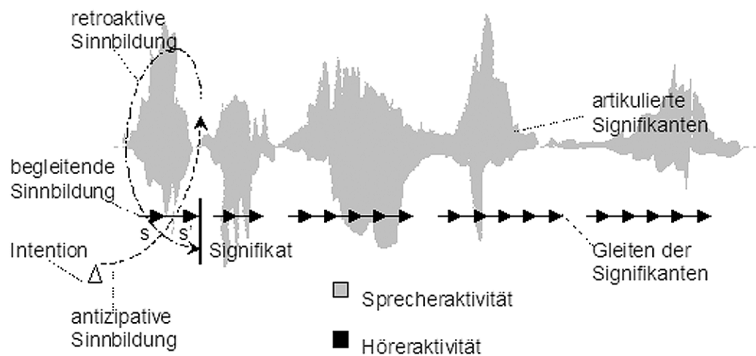
Die Differenz zwischen artikuliertem Signifikant (anwesend) und imaginiertem Signifikat (abwesend) hat Jacques Lacan auf die Differenz von miteinander verketteten Signifikanten (anwesend) zu anderen, verknüpften Signifikanten (abwesend), die metaphorisch substituiert werden und die syntagmatische Bedeutung semantisch ›ins Gleiten‹ bringen, zurückgeführt.¹¹⁰ Als Teil der präsentischen Verkettung ist der Signifikant eingelassen in eine syntaktische Ordnung, die ihm einen festen Ort zuweist (metonymische Relation) und die die Bedeutung reglementiert. Als Teil der absenten Verknüpfung ist der Signifikant am Nicht-Ort des Anderen, Certeau zufolge am Nicht-Ort des Gedächtnisses, ist er Teil einer taktisch ›arbeitenden‹ Erinnerung, die die Bedeutung dereguliert, sie semantisch öffnet, insofern andere Signifikanten in ihr ›mitschwingen‹. Das Gleiten der Signifikanten auf den Signifikatstellen unter der Signifikantenkette erzeugt so eine ›Vielstimmigkeit‹ der Verkettung, die Sinn unabschließbar und nicht festlegbar erscheinen lässt. Lacan geht davon aus, dass der differenzielle Mechanismus der Sprache sich in der metonymischen und metaphorischen Bewegung der Signifikanten als Verschiebung und Verdichtung in zwei parallelen Linien (›Schiene‹) ohne Ende und ohne

¹⁰⁸ Vgl. *Roman Jakobson*: Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphasischer Störungen. In: Ders.: Aufsätze zur Linguistik und Poetik. Hrsg. von Wolfgang Raible. München 1974, S. 117–141.

¹⁰⁹ *Certeau*, wie Anm. 16, S. 210 f.

¹¹⁰ Der Signifikant repräsentiert Lacan zufolge nicht, wie bei Saussure, das Signifikat, er verweist auf etwas anderes, das an die Stelle des Signifikats tritt, nämlich ein abwesender Signifikant, der wiederum an Stelle eines Signifikanten steht, etc., der ›in absentia‹ (da, wo Lacan zufolge auch die Erinnerung sich ›im Dunkeln‹ verliert) substituiert wird. Vgl. *Jacques Lacan*: Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud. In: Ders.: Das Werk. Schriften II. Hrsg. von Norbert Haas/Hans-Joachim Metzger. Weinheim 1991³, S. 13–55, hier S. 32. Die Stelle des Signifikats – unter den Signifikanten der Kette – wird so ›ins Gleiten‹ gebracht. Vgl. ebd., S. 27.

Verbindung und *ohne Sinn* fortsetzte, würde diese differenzielle Verweisung nicht von der ›Intentionalität‹ des ›Subjektes‹ durchkreuzt. Certeau zufolge hat »die Schaffung von Bedeutungen, die [...] Form einer Erwartung (warten auf etwas) oder einer Antizipation (Hypothesen bilden)«,¹¹¹ die – wie sich hier mit Lacan formulieren lässt – auch beim Hören und nicht nur beim Lesen an die verketteten Signifikanten herangetragen wird (insofern die symbolische Ordnung in der Schrift aufginge) und durch diese eher bearbeitet, denn geschaffen wird. Die Imagination wird nicht durch die symbolische Ordnung oder die Verkettung der Signifikanten repräsentiert, es ist die der symbolischen Ordnung heterogene ›Intentionalität‹ des ›Subjekts‹, die gespeist aus subjektiven Bedürfnissen in Form von an die signifikante Verkettung herangetragenem Erwartungen oder Hypothesen Bedeutung konstruiert und so erst Sinn bildet. Die signifikante Verkettung *evoziert* so Bedeutung, sie *repräsentiert* sie aber *nicht*. Diese Durchkreuzung der Signifikantenkette bricht die vom Leser oder Hörer antizipierend mitkonstruierte metonymische Kettenbildung, so Lacan, an einem bestimmten, nämlich signifikanten Punkt ab, schlägt sich in einer retroaktiven Sinnbildung nieder, die die metaphorische Verknüpfung stoppt.¹¹² Ich verbildliche mir dies so:¹¹³



¹¹¹ Certeau, wie Anm. 16, S. 298 f.

¹¹² Diese Durchkreuzung entspricht nach Lacan einem fixierenden ›Steppunkt‹. »Was nun den genannten Steppunkt angeht, interessiert seine diachronische Funktion im Satz, insofern nämlich der Satz seine Bedeutung erst mit seinem letzten Term fixiert, wobei ein jeder Term in der Konstruktion der übrigen antizipiert wird und umgekehrt deren Sinn dadurch, dass er auf sie zurückwirkt, besiegelt.« Jacques Lacan: Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten. In: Ders.: Das Werk. Schriften II. Hrsg. von Norbert Haas/Hans-Joachim Metzger. Weinheim 1991³, S. 165-230, hier S. 180.

¹¹³ Verkettung, Verschiebung und Verknüpfung, frei nach Lacan. Vgl. ebd., S. 179 und S. 183. Retroaktive und antizipative Sinnbildung sind im Schaubild nur für einen Fall dargestellt.

Hören wie Lesen erweisen sich damit nicht als bloß rezeptive Handlungen, sie untergliedern, strukturieren, segmentieren die artikulatorischen Verkettungen *aktiv* in Hinblick auf signifikante Punkte. Die in ihrem Vollzug jeweils begleitend antizipierte und an einem signifikanten Punkt jeweils abgeschlossene Kette verbindet sich rückwirkend mit einem Signifikat, mit einer Vorstellung, einer Imagination, »in der sich Bedeutung als endliches Produkt konstituiert«. ¹¹⁴ Die Artikulation schlägt im Signifikat in ein *Bild* des ›Schweigens‹ um. Endliche Bedeutung ist so Effekt einer rückwärtsgewandten Imagination, die durch die Signifikantenkette evoziert, nicht repräsentiert wird, auch wenn gerade die Endlichkeit der Bedeutung täuschenderweise suggeriert, dass hier ein Signifikat ein Signifikat repräsentierte. Repräsentation ist so ein subjektiver Akt der Bedeutungsverkennung. Diese repräsentationale Verkennung der Sprache im Signifikat – einer abgeschlossenen, fixierten Bedeutung – wiederholt das ursprüngliche Repräsentationsverhältnis des (infantilen) Spiegelstadiums, ¹¹⁵ an dem Lacan den Doppelcharakter der Subjektivierung festmacht:

Lacan begreift das Subjekt als gespaltenes, er unterscheidet zwischen dem Ich (je), dem Subjekt der *Äußerung*, des Unbewussten, das aus dem bewussten Sein fällt und dem der Selbstreflexion zugänglichen Ich (moi), dem Subjekt der *Aussage*. Das Ich sei sich so zugleich ein anderer. Das Ich (moi) siedelt Lacan auf der Linie des Imaginären an, ¹¹⁶ Selbsterkenntnis wie Selbstreflexion ist damit ein fundamentales Moment der Verkennung inhärent: Das im Spiegelbild antizipierte Ideal-Ich repräsentiert das gespiegelte Ich nämlich in einer Ganzheit, die dem sich Spiegelnden realiter mangelt. Durch die Anerkennung des Anderen situiert sich das im Spiegelbild antizipierte Ideal-Ich in der fiktiven Instanz eines ›moi‹ mit dem sich das Ich identifiziert. Das Verhaftetsein mit dem Bild (v)erkennt das Ich (moi) als autonomes Subjekt eines cogito (cartesianisches Subjekt) und negiert damit, dass es sich bei dem Bild um eine Re-Präsentation handelt.

In dieser Differenz von imaginerter Einheit, Autonomie einerseits und faktischer Abhängigkeit, Mangelhaftigkeit andererseits konturiert sich das

¹¹⁴ Ebd., S. 181.

¹¹⁵ Das repräsentationale Verhältnis zur Sprache wird hier zu einer Urszene verdichtet (Kunst der Theorie) und in ihr begründet; die ›Spiegelmetapher‹, vgl. *Rorty*, wie Anm. 4, wird damit intersubjektiviert, das repräsentationale Verhältnis zur Sprache als Spiegelverhältnis wird zugleich als (V-)Erkennen gekennzeichnet. Lacan geht davon aus, dass diese Szene nicht bloß einen genetischen Stellenwert hat, sondern für jede Identifikation relevant wird. Vgl. *Jacques Lacan*: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Ders.: *Das Werk*. Schriften I. Hrsg. von Norbert Haas/Hans-Joachim Metzger. Weinheim 1991³, S. 61–70.

¹¹⁶ Ebd., S. 64.

Begehren als Erfahrung des Mangels, die den Wunsch nach Erfüllung immer wieder uneinlösbar antreibt und im Anspruch zur Artikulation bringt, damit es von dem Anderen anerkannt werden kann. Das Begehren artikuliert sich in der symbolischen Ordnung als zwischen dem Subjekt der Äußerung (dem Ort, von dem aus das Subjekt begehrt) und der Aussage (dem, was es beansprucht) gespaltenes.¹¹⁷ Die primären Bedürfnisse, die auf reale Befriedigung abzielen, schlagen im imaginären Anspruch auf den Anderen so in ein im Anspruch des Anderen symbolisch artikuliertes Begehren um. Artikuliert in der symbolischen Ordnung, wird das Begehren getragen und gebrochen durch den Anderen. Ein entfremdetes Begehren, das sich am lacanschen Ort des Anderen ausdifferenziert, mithin der Sprache und ihrer symbolischen Ordnung unterworfen ist und durch die Bedürfnisse des Anderen, auf dessen Anerkennung es aus ist, gebrochen ist.¹¹⁸

Es ist die Sprache, die diese ursprüngliche Repräsentation als Spiegelverhältnis wiederholt und bearbeitet.¹¹⁹ Die imaginäre Beziehung von Spiegelbild und ›moi‹ ist schon immer¹²⁰ in die symbolische Ordnung eingelassen; es ist der Andere, in dem sich der Diskurs situiert, von dem aus erst eine Anerkennung jenseits des Imaginären bezeugt werden kann. Das Subjekt konzipiert Lacan damit als dezentriertes Subjekt des Anderen; ein Subjekt von der Sprache, eines, das den Signifikanten unterworfen ist. »[E]in Subjekt, das definiert ist durch seine Artikulation durch das Signifikante«.¹²¹ Es handelt sich um ein Subjekt des Mangels, ein Subjekt, das sich vom Anderen her als Sprechendes konstituiert. Eines, das im Sprechen sein Begehren artikuliert und verfehlt. Das imaginierte Ich (moi) antizipiert dabei eine Ganzheit, die im Symbolischen zwar greifbar, aber nicht erschöpfend artikulierbar ist, denn das Sprechen unterliegt nicht vollständig der Verfügungsgewalt des Sprechenden. Ihm ist ein Mangel inhärent, an dem das ›moi‹ aus der Aussage verschwindet. In der Artikulation entäußert sich das Ich (je), entfernt sich – vermittelt von der symbolischen Ordnung der signifikanten Verkettung – von seinen Bedürfnissen, so dass es im zeitlichen Modus der abgeschlossenen Zukunft, einer antizipierten

117 *Gerda Pregel*: Jacques Lacan zur Einführung. Hamburg 2002, S. 67.

118 Es gibt »schlechterdings keinen Anspruch [...], der nicht irgendwie durch die Engführung der Signifikanten hindurch müsste.« *Lacan*, wie Anm. 112, S.187.

119 Wie sie grundsätzlich das identitäre, sich selbst umkreisende Zusammenfallen oder rivalisierende Sich-Auslöschten von sich Spiegelndem und Spiegelbild verhindert, insofern sie in die identifizierend-rivalisierende Dualität des Ich (moi) mit seinem Doppelgänger im Spiegel ein gesellschaftliches, soziales Drittes als Anderen einführt.

120 Das ›Wiedererkennen‹ des eigenen Bildes wird von einer Jubelreaktion begleitet; das Kind sucht im Blick auf eine Bezugsperson eine Bestätigung der Identität durch den Anderen.

121 Ebd., S. 179.

Nachträglichkeit (es wird gewesen sein) in einer unabschließbaren Vollendung begriffen ist. Insofern das Tun (Sprechen) nicht abzuschließen ist, bestimmt nicht die abgeschlossene Vergangenheit, sondern die zweite Zukunft das Subjekt (was es gewesen sein wird, für das, was es dabei ist zu werden).¹²² Das ›je‹ ist nicht unmittelbar präsent, es kann nur im eigenen Verschwinden zum Sein kommen, in dieser ihm spezifischen Nachträglichkeit. Das Symbolische ist so der Ort, an dem sich das andere Ich (je) im Verschwinden situiert.

»Da, wo Es im Augenblick noch war, wo Es gerade noch war, zwischen diesem Erlöschen, das noch nachleuchtet, und jenem Aufgehen, das noch zögert, kann Ich zum Sein kommen, indem ich aus meiner Aussage verschwinde. Ein Aussagen, das sich anzeigt, eine Aussage, ein Ausgesagtes, das sich verleugnet, ein Nichtwissen, das sich zerstreut, eine Gelegenheit, die vorübergeht – was bleibt hier wenn nicht die Spur von etwas, das wohl sein muss, wenn es aus dem Sein fallen soll!«¹²³

Das ›ich‹ als Subjekt der Äußerung (je) lässt sich nicht abschließend fassen, Lacan begriff es als einen shifter (indexikalischer Ausdruck),¹²⁴ als einen von Kontext zu Kontext verschiebbaren Operator, der sich in die Bewegung der Signifikanten eingelassen erst artikulieren kann, aber in der symbolischen Ordnung nicht aufgeht, irreflexiv ist. Das ›je‹ ist, insofern es aus dem bewussten Sein fällt, es sich nicht verbalsprachlich direkt ausdrückt, sich nicht über es sprechen lässt, es sich nicht in Bedeutungen fixieren lässt, exzentrisch.

Konstitutiv ist dem Subjekt damit eine Spaltung: das im Anderen zur Repräsentation kommende Subjekt (moi) ist das Subjekt der Aussage, das *über* sich als Objekt sprechen kann (ein ›leeres Sprechen‹), während das Subjekt des Aussagens oder der Äußerung (je) nur im Verschwinden begriffen *von* sich sprechen kann (ein ›volles Sprechen‹). Lacan stellt so den Doppelcharakter jeglicher Subjektivierung heraus: Ein *performatives Subjekt*, das in der antizipierten Nachträglichkeit der Äußerung situiert, unabschließbares, nicht finalisiertes Werden anzeigt, im Moment seiner Erzeugung vergeht, das sich über die symbolische Ordnung zwar artikuliert in ihr aber nicht aufgeht und ein *repräsentatives Subjekt*, das zur Aussage gekommen über sich als im Statischen verkanntes und über die symbolische Ordnung scheinbar fassbares Objekt einer Selbstdistanz sprechen kann.

Die Distanz des Betrachters wird durch die repräsentational-imaginäre Ebene der Sprache erzeugt, für Certeau eine durch das Dispositiv der Schrift gene-

¹²² Pagel, wie Anm. 117, S. 69 f.

¹²³ Lacan, wie Anm. 112, S. 175 f.

¹²⁴ Ebd., S. 174.

rierte Ebene der Sprache, für Lacan ein Bruch oder Riss zwischen Signifikant und Signifikat, der das Signifikat gegen die Bewegung der Signifikanten absperrt und damit Bedeutung zu einer Vorstellung fixiert, die ›Vielstimmigkeit‹ der Signifikanten im Bild ›zum Schweigen‹ bringt, ein Spiegelglas, das das Repräsentierte als Ganzheit, als imaginäres Subjekt eines Selbstbewusstseins (moi), als Subjekt einer Aussage, das *über* sich als Objekt sprechen kann, hervorbringt, wie gleichursprünglich verdeckt von dem Bild oder der Aussage ein anderes Ich (je), das im Verschwinden begriffene Subjekt der Äußerung, das von sich spricht; schließlich ein Fensterglas, das das begehrte Objekt wie den begehrten Anderen in eine unerreichbare Ferne rückt, die die Artikulation motiviert.

Certeau hebt in der imaginären Verkennung des Ichs im Spiegelbild nicht so sehr die Alienation durch die Artikulation des Begehrens in der symbolischen Ordnung hervor, als die der Spiegelerfahrung inhärente *Alteration* des Ichs.¹²⁵ Die imaginäre Verkennung des Ichs im Bild erfährt durch Certeau eine Umwertung: Der Identifikation mit dem Bild ist aufgrund einer imaginär hergestellten Similaritätsbeziehung eine Substitution des gespiegelten Ichs mit dem sich Spiegelnden inhärent, das Imaginäre basiert auf einer metaphorischen Verknüpfung, in der eines für das andere genommen wird und der in dieser Doppeldeutigkeit des Ichs der Übergang zum Anderen inhärent ist. Der durch die Distanz der Betrachtung erzeugte Riss zwischen Ich und Anderem, der die Fiktion eines autonomen Subjekts (moi) erzeugt, transformiert das Ich, das, insofern es im Anderen erscheinen muss, zum Anderen übergeht und im Übergang seinen eigenen Ort verliert.¹²⁶

Auffassungen, die die Sprache (= Schrift) als selbstbezügliche, sich selbstbewegende Maschinerie fassen, deren Verknüpfung mit der Welt als von ihr erzeugte Trugbilder (= Repräsentationen) an den Grenzen der Sprache erscheinen – »Auswege gibt es nur in Form von Fiktionen, gemalten Fenstern und Fensterspiegeln«¹²⁷ – muss man also zunächst entgegen halten, dass diese Identifikation mit den Trugbildern der Repräsentation dem Imaginären

¹²⁵ Vgl. Certeau, wie Anm. 16, S. 207 f.

¹²⁶ Insofern das Imaginäre den sich Spiegelnden (A) in einer Similaritätsbeziehung mit dem Doppelgänger im Spiegel (A') identifiziert, wird A unter seiner Repräsentation A' (v)erkannt, weil aber dabei A durch A' substituiert wird, ist dem ›Wiedererkennen‹ von A in A' jedoch eine metaphorische Verknüpfung, in der eines (A) für das andere (A') genommen wird, inhärent; in dieser Doppeldeutigkeit von A und A' ist mithin ein Übergang zum Anderen angelegt, der A transformiert. Insofern A nur im Anderen der symbolischen Ordnung als A' erscheinen kann, geht es zum Anderen über und verliert im Übergang der Artikulation seinen eigenen Ort. Der Re-präsentation als Wiederverkennen des Einen im Anderen der Sprache ist so eine Alteration durch die Performativität der Sprache inhärent.

¹²⁷ Ebd., S. 270.

unterliegt, dass ihr aufgrund der Performativität der Sprache ein Übergang zum Anderen inhärent ist, der das vermeintlich bloß Wiedererkannte heterogenisiert, transformiert. Den »Mythen der Einschließung in die Operationen einer Schrift, die sich unendlich in Gang setzt und immer nur sich selber begegnet«,¹²⁸ muss man entgegenhalten, dass der differenzielle Mechanismus der Sprache sich in der Bewegung der Signifikanten als Verschiebung in einer Linie ohne Ende und ohne Sinn fortsetzte, würde die Signifikantenkette nicht von der ›Intentionalität‹ des Subjektes, einer verknüpfend-verdichtenden Lektüre durchkreuzt. Die vom Leser oder Hörer antizipierend mitkonstruierte metonymische Kettenbildung bricht an einem bestimmten, nämlich signifikanten Punkt ab, und schlägt sich in einer retroaktiven Sinnbildung in einem gegen die unabschließbare Bewegung der Signifikanten gebarrten Signifikat als endliche Bedeutung nieder, die von der Signifikantenkette evoziert, aber nicht repräsentiert wird. Es ist die imaginäre Verkennung, die sich von dieser ›zum Stehen‹ gebrachten Endlichkeit der Bedeutung täuschenderweise suggerieren lässt, dass hier ein Signifikant ein Signifikat repräsentierte. Symbolische Artikulation und imaginäre Verkennung, bei der ein Signifikant als Repräsentant für ein Signifikat genommen wird und damit einer Alteration unterliegt, durchkreuzen sich und bilden so Sinn, der subjektiv erzeugt ist. Es ist diese subjektive Erzeugung, die in der repräsentationalen Verkennung der Sprache verdeckt wird und Sinn als in einer ›zum Stehen‹ gebrachten Statik einer Bedeutung, die durch die Signifikanten repräsentiert wird, erscheinen lässt. Die imaginäre Verkennung verortet Sinn in der Sprache selbst, lässt ihn in einer vom Subjekt distanzierteren, durch die Sprache erzeugten Repräsentation erscheinen.

Sprache erscheint im Imaginären von der Repräsentation her als Glasscheibe, die als Fenster wie Spiegel, als eine Barriere fungiert, die einen ›Bruch‹ mit der ›Welt‹ etabliert, mithin eine betrachtende Distanz zur Welt erzeugt, wie ein cartesianisches Subjekt. Die beschriebene Funktionsweise des Imaginären scheint damit derjenigen des Dispositivs der Schrift zu entsprechen.

Diese repräsentationale Verkennung findet sich in der Identifikation mit dem imaginären Subjekt der Aussage wieder (einer Identifikation, der zugleich eine Alteration des Ichs inhärent ist), das symbolisch artikuliert, *über sich* als im Statischen verkanntes und über die symbolische Ordnung scheinbar fassbares Objekt einer Selbstdistanz (Alienation) sprechen kann. Diesem repräsentativ gebildeten Subjekt entgeht dabei die Performativität des spre-

¹²⁸ Ebd.

chenden Ichs, das Ich der Äußerung, das in der antizipierten Nachträglichkeit der Äußerung situiert, nur *von sich* sprechen kann, unabschließbares, nicht finalisiertes Werden anzeigt, das sich über die symbolische Ordnung zwar artikuliert, in ihr aber nicht aufgeht und so das Ich der Aussage im Werden immerzu überschreitet.

Lässt man die symbolische Ordnung in der Schrift aufgehen, so entginge das Subjekt der Äußerung gerade der Textualität der Sprache. Die Äußerung mit dem ›Medium‹ der Mündlichkeit zu identifizieren, die Aussage mit dem ›Medium‹ der Schriftlichkeit, scheint dennoch eine Verkürzung zu sein. Während die Äußerung, insofern sie die taktische Dimension der Handlung umfasst, mündlich wie schriftlich prozessiert werden kann, können Ich wie Welt in der Aussage vom Schreibenden oder Sprechenden objektiviert repräsentiert werden, insofern die Aussage im Gehalt als ein scheinbar von der sich vollziehenden Äußerung strategisch ablösbares Produkt einer symbolischen Ordnung erscheint. Eine Identifikation des Schriftlichen mit strategischen Handlungsweisen wie eine Identifikation des Mündlichen mit taktischen Handlungsweisen greift aufgrund des Doppelcharakters artikulierter Sprache – sind die Spiele der Äußerungsverkettung zugleich »Gestaltungen von Räumen«, die die »Grundstruktur von Orten [weben]«¹²⁹ – zu kurz, eine Unterscheidung hinsichtlich der Aussage als Produkt strategischer Handlungsweisen (mit einer Affinität zur und einer dispositionalen Motiviertheit durch die Schriftlichkeit) und der Äußerung als Produkt taktischer Handlungsweisen (mit einer Affinität zur und einer Motiviertheit durch die Mündlichkeit) scheint so tragfähiger.

Ein Diskurs des Handelns und ein dezidiert mündliches Subjekt

Das Subjekt konstituiert sich nach Lacan durch ein radikales Schwanken zwischen Fort und Da, zwischen Dynamik und Statik – gespalten zwischen dem performativen Subjekt der Äußerung (je) und dem repräsentativen Subjekt der Aussage (moi). Ein Subjekt der Äußerung, das der symbolischen Ordnung der Schrift gerade entginge.

Vergegenwärtigt man sich allerdings den Raum des Mündlichen, so zeigt sich im Gespräch nicht nur im Sprechen über etwas ein Feld narrativer Generierung von Selbst, Anderen und Gegenständen in ihren sprachlichen Repräsentationen (Ver-Anderungen); vollzieht Sprechen sich nicht nur in

¹²⁹ Ebd., S. 188.

dem Doppelcharakter von Aussage über etwas und Äußerung von jemandem, sondern auch im miteinander Sprechen.

Das Gespräch zeigt sich so als ein Feld dialogisch-sozialer Interaktion, mithin als ein sprachliches Feld der performativen Prozessierung des Verstehens, wie der handelnden Kooperation in der Antwort auf den Anderen. Für die Mündlichkeit ist nämlich eine Unmittelbarkeit sprachlichen Handelns und damit eine permanente *Kooperation* von Sprecher (-Handlungen) und Hörer (-Handlungen) gegeben. Eine Kontrolle oder Beeinflussung der Sprechhandlung in actu durch den mithandelnden und mitkonstruierenden Hörer (etwa indem der Hörer, ohne eigens den Turn vom Sprecher zu übernehmen, sogenannte Höreräußerungen vollzieht, die vom Sprecher während des Sprechens wahrgenommen und verarbeitet werden), sowie eine Anpassung der Sprechhandlung in actu an die Rezeption des Hörers durch den Sprecher, ist ein Kennzeichen mündlicher Interaktion.¹³⁰ Die *gemeinsame Prozessierung des Verstehens* (der Sprechhandlung im Allgemeinen) durch Sprecher und Hörer entfällt im Schriftlichen. Hier werden ja Produktion und Rezeption gegeneinander isoliert. Jedes mündliche Gespräch basiert so auf einem Interaktionsgeschehen, vollzieht sich sprechend (handelnd) in einer interaktiven Verflechtung, einer permanenten Kooperation von Sprech- und Hörhandlungen, d.h. von in der Artikulation strategisch hergestellter signifikanter Ordnung und im Hören taktisch hergestellter imaginärer Be-Deutung. »Wenn man weiß, was Reden heißt«,¹³¹ so gibt es also einen Diskurs des Handelns, einen Diskurs, der handelnd spricht und handelnd hört, dessen In-, Gegen- und Miteinander von strategischen und taktischen Handlungslogiken Verstehen als interaktionales sprachliches Handlungsgeschehen in seiner Performativität prozessiert.

Auch die interaktive Dimension des Sehens entfällt im Schriftlichen. Was im wechselseitigen sich Anblicken ›in‹ das Auge des Anderen wahrgenommen, kommuniziert oder verankert wird, ist schwer zu bestimmen, in der Einordnung wie Bewertung der Relevanz dieser Art der Kommunikation mag man uneinig sein, aber ein Entziehen des Blicks wird kulturell gedeutet, gar bewertet, etwas, das für seine Relevanz spricht. Ich selbst neige mit Emanuel Lévinas dazu, dem sich dem Anderen öffnenden Antlitz eine fundamentale Bedeutung der Inanspruchnahme zuzuerkennen. Vor jeder Verbalisierung nimmt das geöffnete Antlitz des Anderen, so Lévinas, mich in Anspruch, macht mich zu

¹³⁰ Vgl. *Jochen Rebbein*: Das Konzept der Diskursanalyse. In: K. Brinker/G. Antos/W. Heinemann/S. F. Sager (Hg.): Text und Gesprächslinguistik. Berlin 2001, S. 927–945.

¹³¹ *Bourdieu*, wie Anm. 10, S. 63.

einem ihm Antwortenden.¹³² Eine diesem Anruf entsprechende Verantwortlichkeit besteht in einer dem Anderen entsprechenden Antwort, die seine Andersheit bejaht, wie eine Zusage an im Kommen begriffene Möglichkeiten beinhaltet. Primär, d.h. *vor* jeder Sprache wäre also der Mensch eingelassen in eine Sozialität der Hinwendung zum Anderen, in dessen Antwort er sich als Subjekt erst konstituieren kann. Auszugehen wäre damit von einer fundamentalen Dialogizität, der eine dem Subjektiven konstitutive Funktion zukommt.

In dieser dialogisch-vorsprachlichen Konstitution des Subjekts zeichnet sich auch eine theoretische Alternative sowohl zu einer auf Grundlage des Panoptischen in einem ambivalenten Mechanismus von Unterwerfung und Ermächtigung erzeugten aufgeklärten Subjektivierung ab, als auch zu einer auf Grundlage der Sprache erzeugten doppelten Subjektivierung, der trotz einer interdependenten Durchdringung auch eine Aufspaltung in ein performatives Subjekt der Äußerung und ein repräsentatives Subjekt der Aussage inhärent ist, in der das Ich sich nicht fassbar werden kann. Obschon auch Lacan der Anerkennung durch den Anderen eine der Subjektivierung konstitutive Funktion zuschreibt, Lacan wie Lévinas den Menschen als Mangelwesen begreifen, der der Fürsorge oder der Hinwendung eines Anderen und der

¹³² Man kann sich nicht gut sehen sehen. Man kann zwar seine Blickrichtung und -dauer nach dem, was man sieht, kontrollieren, der Ausdruck der Augen, die Bewegungen des eigenen Antlitzes bleiben aber dem Sehsinn verborgen, sie sind nur propriozeptiv, als leibliche, zu erfahren, unentwirrbar mit dem emotionalen Selbstgefühl verknüpft. Ihre Kontrolle bemisst sich nach der kommenden Reaktion des Gegenübers. Die Frage, wie der Andere mich wahrnimmt, wie sprechend mein Gesicht ist, bleibt immer mit Unsicherheit behaftet. Ob Selbstgefühl und Fremdwahrnehmung in Übereinstimmung sind, ob der andere mir meine echten oder vorgespielten Gefühle, meine Gefühllosigkeit abnimmt, ob eine Lüge unertappt bleibt, kann sich erst im Kommenden zeigen. Ein Kommendes, von dem das Antlitz des Anderen mir eine bloße Vorankündigung ist. Lévinas spricht aus diesen Gründen dem Antlitz selbst einen interpellativen Charakter zu. Er geht davon aus, dass das Antlitz des Anderen sich nicht nur durch sein Gesehenwerden kundgibt, sondern dass es spricht, indem es sich zu einem Anderen hinwendet, sich öffnet. Vgl. *Emanuel Lévinas: Totalität und Unendlichkeit. Versuche über die Exteriorität.* Freiburg 1987, hier S. 9. In diesem aktiven Bedeuten des Antlitzes liegt ein Appell, das Antlitz des Anderen ›geht mich an‹. Dieses ›Mich-Angehen‹ ist von Lévinas durchaus doppelsinnig gemeint, denn noch vor jeder Verbalisierung nimmt das Antlitz des Anderen mich aktiv in Anspruch, macht mich zu einem ihm passiv Antwortenden. Das Antlitz des Anderen ruft mich nicht nur an, es macht mich ›verantwortlich‹. Dieser Ruf in Verantwortlichkeit besteht in einer der Einzigartigkeit des Anderen entsprechenden Antwort, einer Antwort, die, so Lévinas, eine Bejahung seiner Andersheit und eine ›Zu-Sage‹ an im Kommen begriffene Möglichkeiten ist. In diesem performativen Wechselspiel von Anruf und Antwort konstituiert sich erst Subjektivität. Ich ist das Subjekt so für Lévinas immer nur vom Anderen her, als ›mich‹. Der Dialogizität kommt nach Lévinas so ein fundamentaler Status zu.

Anerkennung durch einen Anderen bedarf, um sich subjektivieren zu können, knüpft Lévinas diese Anerkennung durch den Anderen an die Singularität des Anerkennungsbedürftigen, die an sich kein Mangel ist, sondern von einer einzigartigen *Präsenz* Kunde gibt. Es ist diese Fülle, das Sprechende der singulären Präsenz, ihr aktives Bedeuten, in dem der appellative Charakter des Antlitzes begründet ist und die den Anderen zu einem Antwortenden macht. Sich dieser Singularität zu ver-antworten, besteht in einer Antwort, die die Einzigartigkeit des Anderen in seiner Potenzialität anerkennt, wie die Potenzialität gemeinsamen Handelns, die seine Differenz bejaht und eine Zusage an im Kommen begriffene Möglichkeiten ist; eine Kooperationsbereitschaft mit dem Anderen, die die Offenheit einer *Differenzialität des Singulären* in der Dialogizität bewahrt. Insofern sich in diesem performativen Wechselspiel von Anruf und Antwort erst Subjektivität konstituiert, ist das Subjekt so für Lévinas immer nur vom Anderen her ich als ›mich‹. Das Ich konturiert sich so uneinheitlich als jeweiliges mich in der Antwort des jeweils Anderen. Als sich im Dialogischen jeweils anders konturierendes mich kommt das Ich in der Antwort des jeweils Anderen zu sich selbst als jeweils Anderem. Das Ich entfaltet sich so fundamental eingelassen in die Dialogizität in einem ungeschlossenen *sozialen* Spektrum der durch die jeweilig Anderen eröffneten Seinsmöglichkeiten von michs.

Parole erzeugt also Subjektivität in drei Formen¹³³: als ein repräsentatives Subjekt einer Aussage, als ein performatives Subjekt einer Äußerung und als ein appellatives, singuläres Ich, das in den jeweiligen Antworten des konkreten Anderen als dialogisches Subjekt eines ›mich‹ eine Sozialität von Seinsmöglichkeiten entfaltet.¹³⁴

¹³³ Die Sprechaktanalyse könnte damit eine theoretische wie methodische Alternative zu einer aussagefixierten Diskursanalyse, vgl. *Michel Foucault: Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M. 1981, darstellen, die einen »methodischen Grenzbereich [markiert], der aus der Subjektzentrierung der Alltagsforschung hinausführt in die Weite der Intertextualität«. *Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 89 (1993), S. 1–33, hier S. 16.

¹³⁴ Eine Gesprächsanalyse hätte also drei interdependente Ebenen zu untersuchen: das ›Sprechen über‹, das ›Sprechen von‹ und das ›Sprechen mit‹. Das ›Sprechen mit‹ wäre aufgrund des ihm immanent Dialogischen, aufgrund des Faktums, dass die Akteure sich über die jeweiligen Antworten erst einen Handlungsraum einräumen, als eine die Analyse fundierende Ebene zu verstehen. Einem rein aussageanalytischen Vorgehen wären objektivistische Verkennungen immanent, bände man es nicht an den Raum der Äußerung, der – das soll hier, weil es hier nicht ausgeführt werden kann, wenigstens noch angemerkt werden – nicht nur ein Raum des Unbewussten ist, wie Lacan dies m.E. vorschnell daraus schließt, dass er der symbolischen Ordnung entgeht, bzw. nicht voll in ihr aufgeht.